

1. GEGENSTANDSKLÄRUNGEN

Emotionstheorien liegen in großer Zahl und Vielfalt vor; wer sie sinnvoll miteinander vergleichen möchte, der muß zunächst unterstellen, daß sie sich sämtlich auf denselben Gegenstand beziehen. Dies ist, wie sich zeigen wird, jedoch nicht der Fall: Ein Teil der Unterschiede (und vielleicht kein kleiner), die sich zwischen verschiedenen Emotionstheorien eröffnen, läßt sich wohl darauf zurückführen, daß bereits als Gegenstand Unterschiedliches in den Blick genommen wird. Denn »das« Gefühl ist ein ausgesprochen bunter und vielfältiger Gegenstand – und wer lediglich einen bestimmten Ausschnitt auf bestimmte Weise betrachtet (und von anderem absieht), der stellt Überlegungen in bestimmter Richtung an und kommt zu anderen Schlußfolgerungen als derjenige, der sich um ein ganz anderes Segment bemüht. (Während beide nicht in jedem Fall davor gefeit sind, das von ihnen behandelte Fragment im Verlaufe ihrer Bemühungen immer mehr mit »dem ganzen« Gefühl zu verwechseln.)

Wenn aber nicht unterstellt werden kann, daß Emotionstheorien sich auf den gleichen Gegenstand beziehen, dann muß, wer sie miteinander vergleichen möchte, zunächst den Gegenstandsbereich klären, auf dessen mehr oder minder große Teile sie sich in unterschiedlicher Weise beziehen (können). Es muß dargelegt werden, was unter Gefühl verstanden werden kann und soll – und dies dient mindestens dreierlei Zielen: Zum ersten eröffnet es einen anfänglich möglichst weiten Blick auf den Gegenstand, der unbefangen und frei sein soll und auch solche Aspekte ins Bewußtsein heben, die möglicherweise von Anfang an in die Marginalität und das Vergessen rücken, wenn der erste Blick auf das Gefühl bereits geleitet wird von einer spezifischen Emotionstheorie. Zum zweiten fundiert eine solche Darlegung die später zu erwartenden »Übersetzungsleistungen«, die notwendig werden, wenn zu erörtern und diskutieren ist, was in den einzelnen Emotionstheorien überhaupt unter »Gefühl« (oder Emotion) verstanden wird. Und zum dritten schließlich erbringt eine solche Darlegung im günstigsten Falle Kriterien, die einen Vergleich von Emotionstheorien nicht nur ermöglichen, sondern sogar ordnen und systematisieren.

Die avisierte Klärung des (potentiellen) Gegenstandsbereiches von Gefühlstheorien wird in mehreren Schritten verfolgt: Zunächst – und wie in Anbetracht des ersten der soeben genannten Ziele kaum anders denkbar – wird eine alltagsweltlich gegründete Annäherung an das Phänomen »Gefühl« gewagt. Durchaus mit theoretischem Interesse und in systematisierender Absicht, gleichwohl ungeschützt und nicht durch Ziele und Interessen angeleitet, wie sie etwa der vorgängigen Beschäftigung mit einer prominenten Emotionstheorie oder einer identifizierbaren theoretischen Richtung entstammen könnten (und notwendig auch würden), soll eine Art »Phänographie« der Gefühle skizziert werden, die das Phänomenfeld unvoreingenommen ausbreitet und seine Grenzen absteckt. Dies wird in zwei Teilschritten unternommen: Unter dem Titel »Differenzierungen« (Kapitel 1.1) finden sich Überlegungen, die unter Zuhilfenahme von Begriffspaaren (nicht selten dichotomer oder polar-konträrer Art) den vielfältigen Untersuchungsgegenstand, das verwirrend vielgestaltige Phänomen »Gefühl«, entfalten. Diese Begriffspaare liefern metaphorisch gesprochen Achsen, an denen entlang sich der »Gefühlsraum« so aufspannen läßt, daß (nach Möglichkeit) alles in ihm Platz hat, was alltags-sprachlich und -weltlich in diesen oder jenen Kontexten als Gefühl bezeichnet wird. Der entstehende »Gefühlsraum« ist jedenfalls durchaus groß und – wie ich hoffe – auch umfassend; unter dem Titel »Abgrenzungen« (Kapitel 1.2) werden daher in einem zweiten Teilschritt einige Punkte zur Sprache gebracht und diskutiert, an denen »das Gefühl« zu etwas anderem zu werden scheint, an denen es Berührungspunkte hat, zur Empfindung, zur Stimmung, zum Persönlichkeitsmerkmal, zur Motivation oder zur Kognition vor allem. Auch diese der Abgrenzung dienende Diskussion ist dem Grundsatz nach nichts Größerem als einer schlichten, systematischen Explikation von Alltagswissen und -denken verpflichtet – allerdings werden hier nun zunehmend psychologische Fachtermini ins Spiel gebracht, die im Alltag eine differierende (oder eine kaum nachweisbare) Bedeutung haben, so daß zumindest für die Abgrenzung zu »Motivation« und »Kognition« nicht mehr auf eine skizzenhafte, fachwissenschaftliche Rekonstruktion dieser Begriffe verzichtet werden kann. Mit Hilfe der den Gegenstand entfaltenden Differenzierungen und der ihn an den Rändern vorsichtig einsäumenden Abgrenzungen sollte also in einem ersten Schritt eine Vorstellung vom vielgestaltigen Gefühl erarbeitet werden.

Das Vorgehen hierbei wurde bereits als offen und am Alltagsdenken orientiert charakterisiert; wollte man es noch näher bestimmen, so könnte man dies in dreierlei Weise: Es ist erstens »phänomenologisch« in einem ganz unpräntiösen Sinn des Wortes, es arbeitet mit einer Reihe von dem alltäglichen Erleben entnommenen Beispielen und zielt im Resultat

auf eine Art »Phänographie«. Es ist zweitens in gewisser Hinsicht semantisch, weil es immer wieder nach der Bedeutung von Wörtern fragt und nach der Bedeutung der Art und Weise, in der wir über Gefühle reden – und nicht zuletzt weil es voraussetzt, daß eine Betrachtung dieser Art und Weise auch tatsächlich etwas Substantielles über das Gefühl zu lehren vermag. Und es ist drittens schließlich, wenn man so will, logisch oder begriffslogisch, weil es etwa gefundene Einteilungen oder Ordnungen systematisch abschreitet und auch dort nachfragt, wo sich die Phänomene nicht bereits auf den ersten Blick zeigen (weil es also nicht nur die Phänomene auf die ihnen zugrundeliegende Ordnung hin betrachtet, sondern eine solche Ordnung, wo sie sich zeigt, auch umgekehrt als Anleitung für die Suche nach Phänomenen nutzt).

Das so gewonnene erste Verständnis wird sodann in einem zweiten Schritt kontrastiert mit einem Gegenstandsverständnis, wie es sich in der emotionspsychologischen Literatur zeigt (Kapitel 1.3). Hierbei kann freilich nicht auf eine bestimmte Emotionstheorie recurriert werden – vielmehr wird zunächst eine möglichst breite Vielfalt unterschiedlicher Emotionsbegriffe berücksichtigt (Kapitel 1.3.1) und dann exemplarisch ein metatheoretischer Ansatz herangezogen, der diese Vielfalt nicht bloß konstatiert oder noch vermehrt, sondern auch zu systematisieren bzw. sogar in einer Metavorstellung unterzubringen und zu verarbeiten sucht (Kapitel 1.3.2). Einige der Aspekte, die sich in der alltagsweltlichen »Phänographie« des Gefühls finden, werden uns dabei wieder begegnen; auf der Grundlage der geleisteten Vorarbeiten können etwaige Desiderate ebenso aufgezeigt werden wie umgekehrt eventuelle »Überhänge« eines von der Theorie her rekonstruierten Emotionsbegriffes, deren Analoga sich in den zunächst geleisteten alltagsweltlichen Rekonstruktionen nicht (unbedingt) finden. Der Zusammenschau der wichtigsten Resultate dieser »zweigleisigen« Anstrengung zu bestimmen, was ein Gefühl eigentlich sei, dient Kapitel 1.4, wo in thesenhafter Form einige Vorschläge bezüglich dieser Frage zu finden sind.

1.1 Differenzierungen

1.1.1 Das Gefühl und seine Symbolisierung

Eine erste grundlegende Unterscheidung analytischer Art *und* von analytischem Wert läßt sich zwischen dem Phänomen selbst und seiner Symbolisierung treffen. Das Gefühl selbst – und wie wir es empfinden –, dies ist der erste und eigentliche Gegenstand einer Gefühls- oder Emotionstheorie. Allerdings lassen sich Gefühle – jedenfalls die Gefühle »der anderen« – nicht direkt beobachten, beschreiben oder gar messen; empirisch erfaßbar werden Gefühle erst mit ihrer Symbolisierung. Symbolisch gefaßt und präsentiert werden Gefühle vor allem in zweierlei Symbolsystemen: in der Sprache und im (gestischen, mimischen) Gefühlsausdruck.

Zwar »äußern« sich Gefühle darüber hinaus in der Veränderung physiologischer Parameter,¹ dies sollte jedoch – vor allem aus zwei Gründen – nicht als Symbolisierung aufgefaßt werden. Zum einen fehlt die Willkürlichkeit des Ausdrucks, die Freiheit, etwas bestimmtes (und nichts anderes) auszusagen, kurz damit auch: die Möglichkeit zu lügen. Zumindest fehlt die Möglichkeit, unmittelbar und kurz entschlossen zu lügen; spitzfindig könnte man nämlich einwenden, daß auch Eingriffe in die eigene Physiologie denkbar sind (Psychopharmaka, Drogen, Atemtechniken usw.), die »wahre« Gefühle auch körperlich-physiologisch verbergen sollen (etwa in einer Prüfungssituation); die sie also verbergen, oder sogar, wie James und Lange in einem solchen Falle postulieren würden, verändern. Zum anderen ist die physiologische »Sprache des Körpers« im entscheidenden Unterschied zu echten sprachlichen Symbolsystemen nicht auf Versteh-, auf Hör- oder Lesbarkeit hin angelegt, ja zum Großteil überhaupt erst mit mehr oder minder großem apparativen Aufwand wahrnehmbar.

Erst in der symbolischen Äußerung in der Sprache und im nicht-sprachlichen Gefühlsausdruck werden Gefühle also empirisch erforschbar. Zwar lassen sich auch physiologische Parameter im Zusammenhang mit Gefühlen und dem Gefühlsgeschehen zum Gegenstand machen – allerdings können uns diese kaum etwas über das Phänomen selbst, das Gefühl, mit dem sie einhergehen, lehren. Über das Gefühl der Liebe erfahren wir nicht viel, wenn man uns mitteilt, daß mit ihm zusammen

1 Bekanntermaßen gab und gibt es folglich auch Versuche, gerade dieses Merkmal in den Mittelpunkt einer Emotionstheorie zu stellen (vgl. etwa die Ausführungen zu William James, Kapitel 2.3).

Herzklopfen² auftreten kann – etwa so viel wie wir über das Fußballspiel wissen, wenn wir festhalten, daß die Spieler dabei in der Regel transpirieren. Vielmehr besteht, wie man z. B. mit Laucken (1996, S. 162, 205 ff.; 1989, S. 87 ff.) sagen könnte, eine Ermöglichungsbeziehung zwischen Vorgängen der Körperwelt (physikalisch-mechanisch zu untersuchende Ballbewegungen, physiologisch zu erforschende Muskelkontraktionen und Drüsentätigkeiten der Spieler usw.) und solchen der Lebenswelt (bspw. die semantisch, historisch o. ä. zu untersuchende Fragestellung nach Verlauf und Bedeutung dieses Spieles, wie sie im Ansatz in einer entsprechenden Radioübertragung zu hören ist).

Die Unterscheidung zwischen dem Gefühl und seiner Symbolisierung ist von analytischem Wert – d. h., mit ihrer Hilfe können weitere Unterscheidungen getroffen werden –, weil sie die theoretischen Zugänge zum Gefühl ordnet, indem sie sie in empirisch breit fundierte erstens, in explizit oder implizit introspektive³ zweitens und drittens spekulative⁴ zu scheiden vermag – wobei ich hiermit durchaus nicht den Appell verbinde, lediglich erstere voranzubringen. Soll Theoriebildung empirisch gegründet sein und dabei nicht – was wohl so manchen nicht ausreichend schiene – alleine von den Gefühlen einer einzigen Person ausgehen – nämlich denjenigen, die der Theoretiker als einzige direkt untersuchen kann, seinen eigenen –, so ist sie auf das symbolisierte, kommunizierte Gefühl angewiesen. Eine Zwischenstellung nehmen (eher explizit) auf Introspektion beruhende Versuche ein. Für einen (im Prinzip) weiteren und breiteren Zugang zum Phänomen verzichten sie darauf, ihre Gültigkeit durch methodisch kanonisiertes, korrektes Vorgehen von der Stichprobenwahl bis zur Auswertung zu erzwingen, um stattdessen um Prüfung und Nachvollzug der behandelten Phänomene zu werben und sich um Plausibilität zu bemühen. Wo ein solches Werben und Bemühen, das

-
- 2 Und hier bezeichnet »Herzklopfen« natürlich einen physiologischen Vorgang (»Palpitation mit erhöhter Frequenz und/oder erhöhter Amplitude«) und nicht – wie alltagssprachlich in der Regel – bereits metaphorisch psychische Vorgänge und Zustände, zum Beispiel der Unruhe, der Erregung und Gespanntheit. Das nicht metaphorisch verwendete Wort »Herzklopfen« lehrt uns nichts über die Liebe, das metaphorisch verwendete vertritt lediglich die Stelle des Wortes »Liebe«.
 - 3 Mit dem Begriff der Introspektion ist hier schlicht etwas gemeint, was auch als »Perspektive der ersten Person« bezeichnet worden ist (z. B. Werbik 1991; Popp-Baier 1996; Greve 1996; Werbik & Appelsmeyer 1999; Hartmann & Werbik 2001, S. 172 ff.). Eine Aufarbeitung der psychologisch-methodologischen Debatten um die Wende des 19. zum 20. Jahrhunderts und während der folgenden Jahrzehnte erscheint hier nicht notwendig.
 - 4 Dabei geht es mir gerade auch um die fruchtbaren und weiterführenden Aspekte jeder »Spekulation«; vgl. zu ihrer begriffsgeschichtlichen Rehabilitation Sichler (1994).

sich – von der Selbstwahrnehmung ausgehend – an die nachvollziehende Selbstwahrnehmung (bzw. die Erinnerung) des anderen richtet, in den Hintergrund tritt, wo der Zugang zum Gegenstand also bestenfalls noch implizit introspektiv ist (oder gar nicht mehr – natürlich kennt jemand, der über Gefühle nachdenkt, zwangsläufig die eigenen aus der Innensicht, jedoch kann er diese Kenntnis durchaus ignorieren und bspw. kontraintuitive Modelle entwerfen), dort gehen introspektiv fundierte in spekulative Entwürfe über. In diesem Sinne erscheint die physiologisch orientierte Untersuchung eines Gefühls durchaus als spekulativ. Wem dies merkwürdig vorkommt, der sei daran erinnert, worum es mir hier geht: um Aussagen über Gefühle, nicht aber um solche über das während ihres Erlebens sich ereignende biologische Geschehen. Und wer solche Bemerkungen für überflüssig hält, weil Gefühle nicht mehr physiologisch »angegangen« würden, der sei daran erinnert, daß das vorgebrachte Argument sich ganz analog natürlich auch gegen zeitgenössische hirne physiologische oder neurologische Ansätze richten läßt. Zweifellos können auch spekulative Ansätze hohen Erkenntniswert haben – Beispiele spekulativ gewonnener (und mitunter gar kontraintuitiver), dabei nichtsdestoweniger befruchtender und weiterführender Theorien und Theoreme finden sich bekanntlich auch in der Psychologie durchaus: Man denke etwa an die Schwierigkeiten, die der Vorschlag eines Unbewußten zunächst hatte, sich durchzusetzen gegen die vorherrschende Vorstellung eines stets autonom handelnden Subjekts (vgl. etwa Ellenberger 1973, S. 434 ff.). Man denke auch – um nicht mehr allein auf psychologische, sondern auf soziologische oder (sprach-)philosophische Versuche hinzuweisen – an zeitgenössische Versuche, den Menschen in der modernen Welt, genauer dasjenige, was er tut und was er sagt, ohne ein »Subjekt« zu denken (etwa durch Lyotard 1987).

Die Unterscheidung zwischen dem Gefühl und seiner Symbolisierung ist jedoch auch eine bloß analytische – d. h., sie unterscheidet etwas künstlich, das als Phänomen eine unauflösbare Einheit darstellt: Die substantialistische Vorstellung eines bereits unabhängig vorhandenen Gefühls, das (nachträglich und bedarfsweise) symbolisiert wird, läßt sich, wenn überhaupt, allenfalls für einen kleinen Teil der Gefühle aufrechterhalten: für sehr »simple«, einfache, möglicherweise in Analogie zu instinktivem Verhalten konzipierbare Gefühle wie vielleicht einem Erschrecken bei einem lauten Geräusch oder dem unverhofften Anblick des sprichwörtlichen (in der Emotionspsychologie noch nicht ausgestorbenen) Bären im Wald.⁵ Die begrifflich vorbereitende Arbeit in Kapitel 1.2.5,

5 Damit ist eine Unterscheidung angesprochen, die im nächsten Abschnitt (Kapitel 1.1.2) als Unterscheidung von angeborenen und erlernten Gefühlen,

vor allem aber der in Kapitel 2 folgende Überblick über verschiedene Emotionstheorien wird deutlich machen, daß die meisten dieser Theorien kognitive Prozesse auf die eine oder andere Weise maßgeblich beteiligen (oder zumindest nicht ausschließen). Komplexe, kaum noch (oder nur sehr gezwungen) als der angeborenen »Grundausrüstung« des Menschen zugehörig zu denkende, vielleicht auch kulturspezifische Gefühle wie Eifersucht oder Neid sind auf – z. T. äußerst komplexe – Kognitionen angewiesen, die weit über die etwaige Bewertung einer Situation als gefährlich oder ungefährlich hinausgehen (eine Bewertung, wie sie mitunter auch sehr »instinktnah« gedachten Gefühlen »zugestanden« wird). Neid zum Beispiel setzt bereits begriffslogisch Eigentum (in einem weiten Sinne)⁶ voraus, und es ist an Objekten normalerweise nicht unmittelbar wahrnehmbar, wer das Eigentum an ihnen besitzt. Um jemanden (meinen Nachbarn) um etwas (sein Auto) zu beneiden, muß ich nicht nur *wissen*, wem das Auto vor dem Haus, in dem ich wohne, gehört, ich muß mir darüber hinaus das Auto auch *wünschen*, es vielleicht begehren, es jedenfalls haben wollen. Ich werde es haben wollen, wenn ich mich *erinnere*, wie gut es sich probeweise fahren ließ, mir *vorstelle*, was es für ein schönes Objekt ist und was für schöne (und beneidenswerte!) Fahrten ich damit unternehmen würde – und sonst eben nicht. Noch grundsätzlicher muß ich bereits in einer Welt leben, in der das Verhältnis von Menschen und Dingen auch (und vor allem) durch Eigentum und Besitz geregelt ist, in der Dinge überhaupt besessen werden und Menschen besitzen können – und ich muß wissen und berücksichtigen, daß ich in einer solchen Welt lebe. All dies – allesamt Voraussetzungen wie Bestandteile des Gefühls »Neid« – sind nicht nur Kognitionen, sondern notwendig symbolische (symbolverarbeitende) Akte. Gefühle und (ihre) Symbolisierungen lassen sich also deshalb lediglich analytisch trennen, weil zumindest ein Teil der Gefühle zwangsläufig Symbolisierungen enthält und sich (mit) aus ihnen aufbaut. (Dabei soll nicht verschleiert werden, daß ein Unterschied besteht zwischen der Symbolisierung eines Gefühls – also etwa dem Reden über, dem Erzählen und Erörtern meines Neides – und den Symbolisierungen, die wie angedeutet in das Gefühl, in meinen Neid »eingehen«, ihn mit konstituieren. Dieser Unterschied ist jedoch kein prinzipieller, sondern lediglich einer im Hinblick auf den Status – vor allem deswegen, weil bei einer ausführlichen, »eingehenden«

vor allem aber in Kapitel 1.1.4 als Unterscheidung von simplen und komplexen Gefühlen nochmals aufgenommen und entfaltet wird.

- 6 Es setzt Eigentum oder zumindest Zugehörigkeit voraus; wenn sich der Neid auf Eigenschaften oder Fähigkeiten einer Person richtet, würden wir eher von Zugehörigkeit sprechen. Vgl. jedoch die Erörterung zum Neid im Vergleich zur Eifersucht in Kapitel 1.1.5.

Symbolisierung [und Kommunikation] des Neides eher früher als später gerade auf die in den erlebten Neid schon immer eingegangenen Symbolisierungen »zurückgegangen« werden wird; weil also die angedeuteten Wünsche, Vorstellungen, Erinnerungen, Wissensbestände usw. zur Sprache kämen und kommen müssen, wenn ich mir oder sonst jemandem meinen Neid verständlich machen möchte. Der besagte Unterschied ähnelt damit demjenigen zwischen einer biographischen Gesamtgeschichte und den in sie eingestreuten und sie gleichzeitig [mit] konstituierenden Erzählungen und Episoden; (vgl. Kochinka 2001.)

Der zuletzt angesprochene Punkt läßt sich noch radikalisieren: Wir können uns nicht nur das Gewicht, das solchen Symbolisierungen im Vergleich bspw. zu etwaigen »noch nicht symbolisierten« Wahrnehmungen⁷ zukommt, immer mehr erhöht denken – letztere lassen sich sogar so weit zurückdrängen und reduzieren, daß sie ganz verschwinden. Wir kennen Gefühle, die erst *im Reden*, im Erzählen oder Zuhören, im symbolisch vermittelten Kommunizieren oder in der Erinnerung an längst vergangene Ereignisse und Erlebnisse entstehen. Sie benötigen keinen wie auch immer gearteten »Reiz« in der Außenwelt mehr und existieren ganz in einem symbolischen Raum; bereits ihr Objekt (vgl. Kapitel 1.1.5) ist symbolisch verfaßt.⁸ Wer sich das nicht vorstellen kann, kann sich noch nie über einen erzählten Witz gefreut haben.

Um nicht mißverstanden zu werden: Die Tatsache, daß Symbolisierungen erst die Voraussetzung für manche Gefühle darstellen und sich häufiger noch aufs innigste mit »dem Gefühl« vermischen und vermen-gen, sollte keineswegs dazu verleiten, umgekehrt Gefühl und Symbolisierung vorschnell zu identifizieren. Selbst wenn die (vor allem sprachliche) Symbolisierung obendrein den einzigen Weg zur empirischen Untersuchung des Gefühls markiert, sollte man nie vergessen, daß man Symbolisierungen vor sich hat, und nicht das interessierende Phänomen

7 Wenn und insoweit es solche »nicht symbolisierten Wahrnehmungen« überhaupt gibt. Natürlich ist es idealtypisch und vereinfachend, daß die Wahrnehmung eines Knalles für ein Erschrecken weitgehend ausreicht, während die Wahrnehmung des Sportwagens um Symbolisierungen ergänzt werden muß, um zum Neid zu gelangen. Denn sobald diese Symbolisierungen einmal geleistet worden sind – und teilweise sind sie ja durchaus Vorbedingungen für den Neid –, verschonen sie natürlich auch die Wahrnehmung nicht. Der Neid Empfindende *sieht* den Wagen bereits *als etwas* Begehrtestwertes, und nicht einfach als ein Auto. Es ist eben Kennzeichen (und Leistung) unserer Wahrnehmung, daß sie stets dazu »drängt«, *etwas als etwas* wahrzunehmen – und sich so selbst, als »bloße« Wahrnehmung, ständig überschreitet.

8 Damit ist auch deutlich, daß man insbesondere solche Gefühle (aber auch Gefühle allgemein, gerade dann, wenn man keine »Spezialtheorie für einen Teil der Gefühle« entwerfen will) gar nicht anders untersuchen kann als mit »symbolentschlüsselnden«, sinnverstehenden, also interpretativen Verfahren.

selbst. Bereits die Alltagserfahrung sollte eigentlich hinreichend deutlich davor warnen: Es gibt Gefühle, die sich dem Versuch einer Symbolisierung sperren. Das soll nicht heißen, daß man gar nicht über sie reden kann oder soll, sondern, daß man beim berechtigten Bemühen, dies zu tun, bemerkt, daß man an Grenzen gerät und in allem Gelingen auf einen Kern des Mißlingens stößt. Man kann einem solchen Gefühl nicht vollkommen gerecht werden, indem man es versprachlicht (allerdings auch nicht, indem man schweigt). Bei allem Bemühen, es zu symbolisieren und mitteilbar zu machen – vorausgesetzt selbst große Geduld und eine hohe Fertigkeit im Umgang mit Sprache –, bleibt ein wahrnehmbarer Rest, der sich weigert, sprachliche Gestalt anzunehmen, und auf den nur noch, ihn umkreisend, gezeigt werden kann. Ein solcher Rest fällt damit auch aus dem Bereich dessen heraus, was Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnisbemühungen sein kann. Das ist nicht weiter schlimm, solange man die Existenz eines solchen Restes weder vergißt noch gar leugnet.⁹

1.1.2 Das Gefühl: angeboren oder erlernt?

Bereits knapp angesprochen habe ich eine Unterscheidung, die bei der näheren Betrachtung von Emotionstheorien hilfreich sein könnte: diejenige zwischen angeborenen und erworbenen Gefühlen, oder genauer, diejenige zwischen Gefühlen, die als angeboren, und Gefühlen, die als erworben *aufgefaßt* werden. Denn es geht mir im vorliegenden Zusammenhang nicht darum, eine Entscheidung zwischen diesen prinzipiell denkbaren Varianten, die »Natur der Gefühle« zu bestimmen, herbeizuführen. Es geht mir vielmehr darum, auf einige Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die einer solchen Entscheidung prinzipiell im Wege stehen – und vor allem darum, auf spezifische Folgen und Konsequenzen hinzuweisen, die jede der beiden Positionen mit sich bringt.

Eine Reihe von Emotionstheorien – insbesondere natürlich solche evolutionstheoretischer Herkunft – versucht auf unterschiedliche Weise, entweder sämtliche oder zumindest die (onto-, evtl. auch phylogenetisch) ersten, basalen, alles Spätere fundierenden Gefühle durch den Rückgriff auf den problematischen Begriff der »biologischen Funktion« zu erläutern und zu erklären.

9 Zumal eine andersartige, aber nicht weniger ernste Beschäftigung damit ja nicht ausgeschlossen ist. Ein Großteil der Weltliteratur bspw. scheint mir (auch) damit beschäftigt zu sein, die Grenze des Sagbaren in das Unsagbare hinein zu erweitern und so auf diesen Rest zu zeigen.

Exkurs über den Begriff der biologischen Funktion

Problematisch ist dieser Begriff vor allem deshalb, weil die Rede von einer Funktion, also einem bestimmten Zweck, notwendig mit einschließt, daß es *etwas oder jemanden* gibt, der Zwecke verfolgt oder Funktionen verleiht. Es bleibt zumindest unklar, was ein solcher Zweck überhaupt sein soll, wenn man keinerlei Angaben über eine zwecksetzende Instanz machen kann. Und im Falle der Natur läßt sich (jedenfalls für alle diejenigen, die in einem solchen Zusammenhang nicht mehr umstandslos etwas Göttliches anführen mögen) eine solche Instanz nicht benennen, weder für kurzfristige Ereignisse (wie eine Beutejagd), noch für langfristige (z. B. evolutionäre oder klimatische) Entwicklungen. Denn ein Schneesturm hat nicht »die Funktion«, die Landschaft weihnachtlich weiß zu bestäuben – aber natürlich ebensowenig, etwa kranke Bäume umstürzen zu lassen und sie so dem Stoffkreislauf wieder zuzuführen o. ä. Ein Schneesturm tritt ganz einfach zwangsläufig auf, wenn unter dem Wirken physikalischer (strömungsmechanischer, thermischer usw.) Gesetze bestimmte Druck- und Temperaturverhältnisse zusammentreffen. Ein Fieber (bzw. die erhöhte Freisetzung von Interleukinen aus den Makrophagen, dessen Folge es ist) hat nicht »die Funktion«, die Erregerabwehr zu intensivieren, sondern tritt unter bestimmten (Krankheits-)Bedingungen unvermeidlich auf. Weder ist es göttlicher Ratschluß, der ganz allgemein den zugrundeliegenden Mechanismus absichtsvoll geschaffen hätte (dann hätte er eine Funktion), noch ist es im konkreten Fall bspw. »die Weisheit des Körpers«, die das Fieber erst veranlaßt (dann hätte es ebenfalls eine Funktion). In diesen (und vielen vergleichbaren) Fällen von einer Funktion oder einem Zweck zu reden, suggeriert fälschlich eine teleologische Erklärung (oder überhaupt teleologische Erklärbarkeit), für die es im evolutionstheoretisch begründeten Zugriff auf beliebige Phänomene so wenig Platz (aber so viele Beispiele!) gibt wie in den Naturwissenschaften insgesamt.¹⁰

- 10 Wohin die im Falle des Fiebers so harmlos erscheinende, fälschlich Ziele und Zwecke suggerierende Rede weiter führt, läßt sich mit Hilfe eines kleinen Beitrags der Rubrik »Wieso, Weshalb, Warum...« der *Hannoverschen Allgemeinen Zeitung* illustrieren, in dem die wissenschaftlichen Antworten auf verblüffende oder rätselhafte Fragen den Leser erheitern und bilden sollen. Im gewählten Beispiel geht es um die Frage »Wieso, Weshalb, Warum... gehen Fische an Land?«, womit Fische gemeint sind, die an den (zeitweisen) Aufenthalt außerhalb des Wassers evolutionär angepaßt sind. »Den einen oder anderen mag das vielleicht überraschen. Aber es gibt viele verschiedene Fischarten, die auf dem Land umherspazieren. Und dementsprechend mannigfaltig sind ihre *Beweggründe*. [...] Die *Motivation* für den Landgang ist leicht zu finden: [...]« (Hannoversche Allgemeine Zeitung 2001, Nr. 137, S. 24; Hervorhebungen A.

Nun haben selbstverständlich auch Evolutionstheoretiker längst bemerkt, daß der Begriff der biologischen Funktion aufgrund des ihm inhärenten Telos problematisch ist. Ein Versuch, mit dieser Schwierigkeit umzugehen, besteht in der formaltheoretischen Reformulierung des Begriffs »Funktion«, die sich ohne »Absichten« auszukommen müht. Ein (auf einen Vorschlag Wrights [1973] zurückgehendes) Beispiel dafür findet sich etwa bei Meyer, Schützwohl und Reisenzein (1997, S. 30, Hervorhebung im Original): *»Die biologische Funktion eines Merkmals eines Lebewesens ist diejenige seiner Auswirkungen, die dafür verantwortlich war, daß dieses Merkmal in der Evolution gegenüber Alternativen selektiert wurde.«*

Allerdings liegt eine solche Reformulierung nicht nur relativ abseits von unserem Alltagsverständnis von »Funktion«, mit der Konsequenz, daß sie sich – der Verschiedenheit der Bedeutung wegen – wohl nur schwer gegen das Alltagsverständnis durchsetzen wird, dabei jedoch – der Gleichheit des Wortes wegen – stets in Gefahr sein wird, vom alltäglichen Verständnis »an die Wand gedrückt« bzw. verdrängt und überwunden zu werden. Eine erwartbare Folge ist also, daß trotz des offenen Bekenntnisses zur reformulierten Variante die althergebrachte Bedeutung des Wortes »Funktion« mit ihrer in evolutionstheoretischen Kontexten verfehlten Implikation eines Zweckes auch dort (zumindest im Hintergrund) weiter herumgeistern und Verwirrung stiften wird. Besser wäre es wohl gewesen, einen Kunstbegriff zu prägen und den Begriff der Funktion dann konsequent aus den evolutionstheoretischen Argumentationen, in denen er nichts zu suchen hat, zu eliminieren. Allerdings könnte das natürlich zur Folge haben, daß so manche (z. B. soziobiologische) »Erklärung« bestimmter »ererbter« Verhaltensmuster an Wahrscheinlichkeit (oder Nachvollziehbarkeit) verliert. Denn der Verdacht liegt nahe, daß eben jene (im Kontext der Evolutionstheorie) unangemessenen Implikationen des Wortes »Funktion« dann wiederum instrumentalisiert werden (oder zumindest dabei hilfreich sind), wenn es darum geht, »evolutionstheoretische« Erklärungen lebensweltlicher Phänomene (Handlungen, Dispositionen, Gefühle usw.) zu präsentieren und (vor allem) zu plausibilisieren.

Ein letzter Hinweis zur angesprochenen Reformulierung des Begriffs der Funktion: Diese hat es sicherlich, wie angedeutet, nicht nur schwer, sich gegen den alltäglichen Begriff durchzusetzen; sie ist auch in nicht unerheblichem Maße »intern belastet«, und zwar durch ihren m. E. zirkulären, wenn nicht tautologischen Charakter. Das liegt z. B. daran,

K.). Weitere Formulierungen in dem gerade zwei Halbspalten langen Beitrag ließen sich ebenso leicht hinzufügen wie zusätzliche Beispiele.

daß die Alternativen, gegen die ein Merkmal sich evolutionär »durchsetzte«, dem Zeitgenossen ja qua definitionem unzugänglich sind, so daß niemals empirisch überprüft werden kann, welche Auswirkungen alternative Merkmale jeweils haben (und welches Merkmal sich dann demzufolge »durchsetzt«). Vielmehr muß stets davon ausgegangen (und unterstellt) werden, daß sich das vorliegende Merkmal (und d. h. natürlich: jedes empirisch untersuchbare Merkmal!) aufgrund irgendwelcher Auswirkungen bereits gegen seine Alternativen durchgesetzt hat, also auch eine (so definierte) biologische Funktion hat. Wer dies jedoch unterstellt – und auch unterstellen muß –, wird, wenn er dann immer erst im Nachhinein danach zu suchen hat, was der »Nutzen« eines Merkmales ist oder sein könnte, dann auch in jedem Falle einen Nutzen finden (würde er keinen finden, könnte das Merkmal gar nicht da sein – solange er keinen findet, hat er also nicht richtig gesucht). Hiermit scheint mir ein zirkuläres Moment in der skizzierten begrifflichen Bestimmung umrissen, das sie erheblich belastet. Die Verwendung des Begriffs der biologischen Funktion in evolutionstheoretischen Debatten erscheint, so betrachtet, dem unvoreingenommenen Prüfer mitunter als (»erwachsenes«) Beispiel für das, was bereits William Stern (1987, S. 353) bei Kindern als »antropomorphes Kausalbewußtsein« bezeichnet hatte: »die Ursache wird als ›Absicht‹, das Geschehen als Zweckhandlung, als ›Machen‹ gedacht – auch dort, wo es sich nicht um Vorgänge des Menschenlebens handelt«.

Exkurs Ende

Doch damit zurück zu den angesprochenen evolutionstheoretischen Emotionstheorien, die den wie skizziert nicht unproblematischen Begriff der »biologischen Funktion« heranziehen zur »Erklärung« von Gefühlen. So wird etwa der Nutzen einer Schreckreaktion (genauer eigentlich vor allem der Nutzen ihrer physiologischen Seite) darin gesehen, den Organismus auf eine zu erwartende große Anstrengung (z. B. Flucht oder Angriff) vorzubereiten, ihn gleichsam »auf Betriebstemperatur hochzufahren«. Selbst an den gestischen und vor allem mimischen Ausdruck von Emotionen wird dasselbe Erklärungsmuster herangetragen. Um beim Erschrecken zu bleiben: Das Hochziehen der Augenbrauen und heftige Öffnen der Augen soll demnach die visuelle Wahrnehmung erleichtern, das eventuelle Öffnen des Mundes die Atemwege weiten.

Nun lassen sich sicherlich Emotionen vorstellen, die die Überlebenswahrscheinlichkeit eines Individuums – und damit auch die Wahrscheinlichkeit, daß es seine Gene weitergibt – in einer bestimmten Situation erhöhen (ohne daß dies freilich, wie angedeutet, ihre *Funktion* wäre –

was sich u. a. auch an der Art und Weise verdeutlichen läßt, wie eine solche Emotion ins »genetische Programm« der Art eingebaut worden sein müßte: durch blinde Mutation und Selektion). In der Tatsache etwa, daß kaum ein Mensch Schwierigkeiten hat, auf einer am Boden liegenden Planke zu balancieren, während umgekehrt kaum jemand ohne Schwierigkeiten (d. h. ohne Angst) die gleiche Planke beschreitet, wenn sie einen Abgrund von einigen Metern Tiefe überbrückt, kann (neben der Schreckreaktion) ein weiteres, vielleicht noch besseres Beispiel für ein angeborenes Gefühl gesehen werden. Denn ob ich nun im Wald durch das Knacken eines Astes oder beim Betreten eines dunklen Kellerraumes durch das »Buh« eines Freundes erschrecke – während das Erleben des ersten Momentes durchaus vergleichbar zu sein scheint, weichen beide Fälle doch schnell voneinander ab (können also nur bedingt feststehende »Gefühlsmuster« sein): Im Keller mischt sich in differierender Dosierung Erleichterung mit einem Ärger, der selten gezeigt, höchstens angedeutet wird, alles grundiert von der Wahrnehmung einer blitzschnell angefluteten und bereits wieder abflauenden körperlichen Erregung, ein Kribbeln der Haut und der Haarwurzeln. Im Wald folgt dem Schreck eine längere Anspannung und Alarmbereitschaft, vielleicht ein Ducken, ein Fixieren und Lauschen. Selbst die Wahrnehmung der eigenen körperlichen Erregung unterscheidet sich, so zum Beispiel, wenn man nun im Wald das Pochen des Herzens fühlt und hört, das einen beim Lauschen stört. Das zunächst weitgehend »objektlose«, nur auf das Geräusch bezogene Erschrecken könnte sich mit dem Imaginieren des »Knack-Verursachers« zur Angst vor einem Tier oder einem Menschen mit bösen Absichten wandeln – oder aber, hält man nach einer Weile und weiteren Knackgeräuschen den Wind für die Ursache, einer Erleichterung weichen, zögernder als im Keller und ohne den dort auch empfundenen Ärger, dafür vielleicht mit einer Spur Verwunderung über die eigene Schreckhaftigkeit oder das einem »Schritt-Knacken« so täuschend ähnliche »Ast-im-Wind-Schlagen«. Eine solche genauere Betrachtung zeigt, wie nebenbei, mehrerlei: In der Rede vom Gefühl kann es erstens notwendig sein, Gefühle exemplarisch einzuführen, um einigermaßen sicherzustellen, daß vom selben Gefühl geredet wird. Angst beispielsweise ist ein so variantenreiches Gefühl, daß ohne weitere Bemühungen nicht einfach vorausgesetzt werden kann, daß alle an einem Gespräch Beteiligten an eine vergleichbare Form der Angst denken. Das Erschrecken im eben gelieferten Beispiel unterscheidet sich im weiteren Verlauf, in seiner Fortentwicklung: Das macht es entweder notwendig, von verschiedenen Formen des Erschreckens zu sprechen. Oder aber – was hier sinnvoller erscheint und es obendrein ermöglicht oder jedenfalls erleichtert, das Erschrecken weiterhin als ein Beispiel für ein angeborenes Gefühl zu betrachten (wenn

zugestimmt wird, daß ein variantenarm und stets ähnlich ablaufendes Phänomen eher als angeboren zu denken ist, als ein variantenreich und flexibel ablaufendes) – wir gehen davon aus, daß verschiedene Gefühle in unserem Beispiel aufeinander folgen. Dann wird es jedoch zweitens nötig, Gefühle auch nach ihrem zeitlichen Verlauf, ihrer Dauer, einem eventuellen charakteristischen Ablaufmuster zu differenzieren (ich komme daher darauf zurück, vgl. Kapitel 1.1.3) – bzw. eine solche Dimension zu ihrer Beschreibung einzubeziehen. Drittens zeigt sich an unserem Beispiel, daß die Betrachtung einzelner Gefühle (durch die Emotionspsychologie) immer schon eine grundlegende Vereinfachung voraussetzt – indem sie davon absieht, daß unser Erleben häufiger wohl durch eine schnelle und bestenfalls näherungsweise retrospektiv zu entwirrende Abfolge unterschiedlicher Gefühle gekennzeichnet ist als durch ein einzelnes Gefühl (welches überdies in Untersuchungen nicht immer ausreichend »semantisch präzisiert« ist). Komplizierte und komplexe »Gefühlsfolgen« dürften unser Erleben bestimmen (oder ausmachen), Abfolgen mit unterschiedlich langem Verlauf, unterschiedlich weit geschlagenem Bogen – allein das hat notwendig zur Folge, daß es auch zu Gefühlsmischungen kommen muß, zum Erleben unterschiedlicher Gefühle in einer Situation.

Wir kennen solche Gefühlsmischungen in mindestens zwei Varianten: Einerseits erleben wir zwei (oder mehr) Gefühle im wiederholten Wechsel, während sie wenig Einfluß aufeinander zu nehmen scheinen. Als Beispiel kann das Verfolgen einer spannenden Vorlesung mit Zahnschmerzen dienen. Wenn meine Neugierde (wenn wir diesen nicht gänzlich problemlosen Kandidaten hier mal als Gefühl gelten lassen wollen) geweckt ist, treten die Zahnschmerzen in den Hintergrund, bis sie sich unvermittelt wieder melden und der Neugier nicht mehr viel Raum lassen – zwei Gefühle, die insofern mehr oder minder nebeneinander zu bestehen scheinen, als sich die Zahnschmerzen, wenn ich sie in der Vorlesung empfinde, kaum von den zu Hause empfundenen unterscheiden, während umgekehrt die Neugier, sind die Zahnschmerzen erst (zeitweilig) »vergessen«, derjenigen gleicht, die in gesundem Zustand empfunden wird. Wie anders die zweite Variante einer Mischung von Gefühlen: Hier wechseln sie sich nicht ab, sondern verschmelzen miteinander und gewinnen so eine neue Qualität. Sie werden ambivalent. Die eingehenden Teile können mehr oder minder empfindbar bleiben, sie können jedoch auch verschwinden – bis auf die charakteristische Spur, die sie in dem resultierenden Gefühl hinterlassen. So kann ich mich angezogen fühlen von einigen Eigenschaften einer Person und abgestoßen von anderen – die Resultante ähnelt vielleicht einer neutralen Halbherzigkeit, einer scheinbar gefühl-losen Neutralität, die sich freilich von der echten Abwesenheit

von Gefühl gründlich unterscheidet. Ich kann auch jemanden lieben und gleichzeitig Angst davor haben, mich mit ihm (oder ihr) einzulassen. In meiner Liebe wird die Angst spürbar sein, und in meiner Angst die Liebe. (Das Resultat erinnert vielleicht an dasjenige, was Wundt [1909, S. 194 f.] als »Kontrastgefühl« bezeichnet hat, prototypisch denke man an den unangenehm-angenehmen Kitzel.) Es erscheint plausibel, sich die beiden Varianten der Mischung von Gefühlen – das Changieren *zwischen* und das Amalgamieren *von* mehreren – als Extremformen vorzustellen, zwischen denen sich ein Bereich eröffnet, in dem wir die Verschiedenheit unserer simultanen Gefühle (er-)leben. (Ich komme im Kapitel 1.1.4 darauf zurück, wenn es um »komplexe« Gefühle geht.)¹¹

Die Angst vor Höhe dagegen zeigt sich – anders als die jeweils dem Erschrecken (im engeren Sinne) folgenden Gefühle in den beiden kontrastierenden Beispielen des Erschreckens im Wald und im Keller – recht resistent gegenüber jeder Kognition. Das Wissen darüber, daß die Planke nicht schmaler geworden ist, nachdem man sie nun über die Schlucht gelegt hat, macht ihr Betreten nicht einfacher. Es ist diese Stabilität, verbunden mit einem eher simplen Erleben und schwachen Möglichkeiten des Eingriffs oder der Kontrolle, die uns die Höhenangst als einen Kandidaten für ein angeborenes Gefühl betrachten läßt.

Daß es – nehmen wir die Existenz angeborener Gefühle einmal an – daneben jedoch auch erlernte Gefühle gibt, wird auch in evolutionstheo-

-
- 11 Am Beispiel des Erschreckens läßt sich ebenso wie an den anderen eben verhandelten Beispielen nochmals verdeutlichen, was ich unter dem Titel »Das Gefühl und seine Symbolisierung« als »mittleren« Zugang zu den Gefühlen eingeführt habe: ein introspektiver (und notwendig retrospektiver, ist doch das Verbalisieren von Gefühlen während ihres Erlebens in vielen Fällen nicht möglich, ohne großen Einfluß auf das Erleben selbst, oder sogar, ohne das Gefühl gleich zum Verschwinden zu bringen), an den Nachvollzug durch den Leser appellierender. Ob nun für das Erschrecken oder die verschiedenen Formen der Mischung von Gefühlen – stets habe ich retrospektiv Elemente meiner Erfahrung bemüht und auf eine Weise präsentiert, von der ich hoffe, daß sie möglichst weit zustimmungsfähig ist. Ich weise auf diesen Punkt nochmals hin, weil ein solches Vorgehen in der Emotionspsychologie nicht so selten ist, wie es vermutet werden könnte. Es ist darüber hinaus deutlich geworden, daß ich es für durchaus statthaft halte. Empirisch (im engeren Sinne) würden Analysen des Erschreckens erst, indem etwa thematisch einschlägige offene Interviews geführt und in diesen dann Beschreibungen und Differenzierungen ermittelt würden, oder gar durch ein Experiment mit anschließender Befragung (wobei die experimentelle Induktion des Gefühls »Erschrecken« relativ einfach zu bewerkstelligen ist, im Vergleich etwa zu den Gefühlen »Liebe« oder »Neid«). Entscheidend ist, daß dabei (zwar mehr und vom Forschenden unabhängige) Datenlieferanten (nichtsdestoweniger) prinzipiell das tun, was eben unumgänglich ist, wenn das Erleben untersucht werden soll: retrospektiv ihre Erfahrungen verbalisieren, Introspektion betreiben.

retisch orientierten Emotionstheorien nicht bestritten. Als Kandidaten für erlernte Gefühle kommen neben der unten behandelten Eifersucht bspw. auch Neid, Stolz oder Schadenfreude in Frage. Schon die Vielfalt der Gefühle, die Erwachsene in verschiedenen Situationen fühlen, ihre Komplexität und ihre »Flexibilität« sowie die Tatsache, daß nicht alle davon Kindern »zur Verfügung stehen« (vgl. Harris 1992), erzwingt die Annahme unplausibler, genetisch festgelegter Reifungs- und Entfaltungsprogramme oder eben von erlernten Gefühlen – mit allen dadurch ins Spiel gelangenden Freiheitsgraden, die sich durch den Einfluß der (beim Lernen und beim Fühlen selbst) beteiligten Kognitionen und durch kulturspezifische »Lernziele« wie Werte, Normen usw. eröffnen. Emotionstheorien evolutionstheoretischer Provenienz lassen sich daher nicht zuletzt daran messen, auf welche Weise sie erlernte Gefühle konzipieren, welchen Stellenwert sie ihnen einräumen, wie sie sie (verträglich mit ihren Vorstellungen von angeborenen Gefühlen) erklären. Als ein Beispiel für ein (mutmaßlich) erlerntes Gefühl schlage ich die Eifersucht (im engeren Sinne, also in einer Partnerschaft) vor. Dagegen könnte man zunächst einwenden, daß sich doch gerade die Eifersucht Evolutionstheoretikern richtiggehend an den Hals zu werfen scheint. Wenn die »Menschtier« zur Aufzucht ihrer Jungen auf eine stabile (arbeitsteilige) Zweier-»Beziehung« angewiesen sind, könnte man Eifersucht als ein Gefühl auffassen, das dem Erhalt dieser Beziehung dient¹² (und damit die sprichwörtliche Weitergabe der Gene wahrscheinlicher macht). Doch diese Argumentation ist voraussetzungslos: Wir kennen auch den umgekehrten Fall einer Trennung, *weil* der Partner (ständig, grundlos, übertrieben) eifersüchtig war. Hier konnte die Eifersucht den »Zwecken« der Evolution offenbar nicht dienen. Zudem unterscheiden sich die Menschen *auch innerhalb* eines Kulturkreises (einer »ökologischen Nische«) stark in dem Ausmaß, in dem sie Eifersucht fühlen.¹³ Böte das Gefühl – evolutionär betrachtet

-
- 12 Sie könnte dem Erhalt der Beziehung aufgrund ihrer alarmierenden und aktivierenden Wirkung dienen, also weil der Eifersüchtige etwas dahingehend unternimmt, zu handeln beginnt – aufgrund der Konnotation der Bewegung hier also auch Emotion, nicht allein Gefühl, vgl. Kapitel 1.2.4 sowie 1.3 –, oder weil dieses Handeln, das auch ein Drohen sein kann, dem Objekt der Eifersucht die »Kosten« oder die scheinbare Unmöglichkeit einer Trennung vor Augen führt.
- 13 Abgesehen davon natürlich, daß mit einer Fragestellung wie der eben erörterten, also der Frage, ob die Fähigkeit, Eifersucht zu fühlen, eher angeboren oder eher erlernt ist, auch die Aufnahme kulturvergleichender Untersuchungen naheliegt (weshalb sich bekanntlich bereits Darwin bei seiner Untersuchung der Gefühlsausdrücke für eine solche Perspektive interessierte, vgl. Kapitel 2.1). Fände man keine gravierenden Unterschiede in Auftreten, Erscheinungsbild und Häufigkeit bei unterschiedlichsten Menschen, erwiese sich die Eifersucht also als Universalie, dürfte man das mit gebotener Zurückhaltung als

– einen systematischen Vorteil (oder Nachteil), dürfte das eigentlich nicht sein. Das heißt genauer, es dürfte wohl sein, erforderte dann aber in einem nächsten Schritt weitere Verkomplizierungen der These, die in Anlehnung an spieltheoretische Vorstellungen wie etwa das auf Tucker zurückgehende »Gefangenendilemma« (vgl. Luce & Raiffa 1957, S. 94 ff.) reformuliert werden müßte. Am Ende müßte eine Art Gleichungssystem stehen, in dem es »genetische Vorteile« für alle mit sich brächte, wenn bspw. 60% der Menschen Eifersucht fühlen, während es 40% nicht oder kaum tun.

Halten wir an einer evolutionstheoretischen Auffassung auch eines Gefühls wie Eifersucht fest, betrachten wir also alle noch so raffinierten und diffizil untergeschobenen, spieltheoretischen und anderen Krücken eher als sukzessive Annäherung an die »Wirklichkeit« denn als Immunisierungen von zunehmender Unplausibilität, bleibt schließlich eine weitere, fundamentale Schwierigkeit bestehen, die die Reichweite evolutionstheoretischer, auf den »biologischen Nutzen« sich gründender Erklärungen *des Erlebens* generell radikal beschränkt. Wenn Angst wirklich »dazu dient«, auf körperliche Leistung vorzubereiten, Flucht oder Angriff zu unterstützen, dann ist dafür natürlich absolut unerheblich, wie sie sich anfühlt. Wenn das Aufreißen der Augen dem Sehen förderlich sein soll, so daß der Grund unseres Erschreckens besser oder schneller erkannt werden kann, was unsere Reaktion auf diesen Grund angemessener oder zumindest schneller werden läßt und so die Wahrscheinlichkeit für die Weitergabe unserer Gene erhöht, dann erklärt das in keiner Weise, war-

Argument für ihr Angeborensein auffassen: Zwar unterscheiden sich die Arten und Weisen, in der Menschen ihr Zusammenleben organisiert haben, noch immer fundamental; allerdings ist die Geschwindigkeit, mit der sich Gesellschaften und Kulturen ändern, wohl zu groß, als daß man sich entsprechende Anpassungsleistungen der Menschen durch Mutation und Selektion verursacht denken kann (und, davon abgesehen, vor allem auch die Anpassung selbst zu zielgerichtet). Das Auffinden gravierender Unterschiede ließe sich demnach kaum auf unterschiedliche genetische Ausstattung, sondern eher auf ein entsprechend größeres Gewicht des Lernens zurückführen. Die Probleme, mit denen so gelagerte Untersuchungen jedoch bis in die Gegenwart hinein zu kämpfen haben, liegen auf der Hand: Wie untersucht man bspw. in einer schriftlosen Kultur Vorhandensein und Verbreitung eines Gefühls, das sich ohne detaillierte Hinweise auf bestimmte soziale Situationen – und weitergehend Normen, Werte usw., die diese Situation regulieren – gar nicht inhaltlich explizieren läßt? Wagen wir einmal das Gedankenexperiment und stellen uns eine radikal polygame Gesellschaft vor: Wie könnten wir deren Angehörigen erklären, was wir untersuchen wollen? Würden sie »Othello« verstehen? Oder ginge es ihnen wie dem kaiserlichen Hof in China, der angesichts einer als grandiose kulturimperialistische Einschüchterung geplanten Darbietung europäischer klassischer Musik lediglich Langeweile, Irritation, wenn nicht Abscheu empfunden haben soll?

um sich das Erschrecken so anfühlt, wie es sich eben anfühlt, ja, warum wir dabei (wie auch sonst meist) *überhaupt* etwas fühlen. Die verbesserte Wahrnehmung alleine – unterstellen wir sie einmal zu Gunsten des Argumentes – würde vollends ausreichen. Auf diese Weise gehen demnach evolutionstheoretische Erörterungen am Erleben notwendig vorbei.¹⁴

Für den vorliegenden, recht zwanglosen Versuch, Aspekte und Konsequenzen unterschiedlicher Erklärungsmuster zusammenzutragen, sei demgegenüber nun auf die Erklärung durch das Lernen hingewiesen: In ebenfalls pointierter Form würde Eifersucht (oder anderes) dann gelernt – möglicherweise bereits dem Inhalt, jedenfalls aber der Ausgestaltung und dem Ausmaß nach. Gelernt würde in dieser Perspektive etwa durch die Teilnahme an kultureller Praxis, durch das Betreten einer Bühne (der Welt), auf der fortlaufend ein Stück gegeben wird, in dem nicht nur die Rolle des oder der Eifersüchtigen (wie alle anderen auch) exemplarisch besetzt ist, sondern das darüber hinaus auch unabweisbar zum Mitspielen aufruft (wie dies metaphorisch von Bruner [1990, S. 34] formuliert worden ist). Gelernt würden nicht nur Gefühle sozusagen »materialiter« (zumindest ein Teil von ihnen) – bspw. der Neid in einer Welt des Besitzes, der Ehrgeiz (falls man diesen noch zu den Gefühlen rechnen mag; vgl. auch Kapitel 1.2.3) in einer Welt des Wettbewerbs. Gelernt würden darüber hinaus die Rahmenbedingungen für jedes Gefühl – wann, also unter welchen Bedingungen, welches *zu empfinden angemessen* ist; dabei ist durchaus mehr gemeint, als zu lernen, wann welches Gefühl *zu zeigen angemessen* ist.¹⁵ Und gelernt würden schließlich – auch weil

-
- 14 Und hierin besteht denn auch eine grundsätzliche, nicht zu überwindende Schwierigkeit, wenn der Aufweis einer »biologischen Funktion« (oder eines »evolutionären Nutzens«) des Gefühls als Argument für sein Angeborensein dienen soll. Auch für eine gegensätzliche Argumentation besteht eine solche Schwierigkeit; auch wer umgekehrt gerade nicht vom evolutionären Nutzen eines Gefühls ausgeht, hat damit noch nicht ausgeschlossen, daß das betreffende Gefühl angeboren ist. Nehmen wir einmal an, wir finden keine noch so subtile und komplizierte Erklärung der Eifersucht, die ihr plausibel eine »biologische Funktion« zuschreibt, dann wäre dies eben dennoch kein stichhaltiges Argument gegen das mögliche Angeborensein von Eifersucht, sondern lediglich eines gegen ihren »evolutionären Nutzen« – sie könnte auch dann noch angeboren sein (bzw. maßgeblich genetisch bestimmt), z. B. so wie die Form des Nasenrückens oder die Haarfarbe, zufällig und ohne Relevanz (wie wohl angenommen werden darf) für den Fortpflanzungserfolg.
- 15 Gemeint ist also (mindestens) ein Schritt weiter in Richtung auf die Bedeutung des Lernens, als ihn bspw. Ekman (etwa 1988, S. 20 ff.) in seiner (vielleicht etwas unglücklich) »neurokulturell« genannten Emotionstheorie macht. Ekman geht, knapp gesagt, davon aus, daß Gefühle zwar sozusagen in ihrer Qualität, also der Empfindung nach angeboren sind, daß dabei jedoch durch kulturell verankerte und verbreitete Regeln (sog. »display rules« oder Darbietungsregeln) bestimmt wird, wann sie jeweils gezeigt werden.

Erfahrungen gemacht, und d. h. *je unterschiedliche* Erfahrungen gemacht werden – *je eigene* Schattierungen von Gefühl(squalitäten), spezifische und individuelle »Gefühlsbereitschaften«, die in mehr oder weniger gleichen Situationen zu mehr oder minder unterschiedlichen Gefühlen unterschiedlichen Ausmaßes führen.¹⁶ Interindividuelle Unterschiede gehen hier auf eine interindividuell unterschiedliche *Lerngeschichte* zurück. Auf welche Weise nun die Lerngeschichte, die Gesamtheit der vergangenen Erfahrungen den gegenwärtigen Menschen – oder für unseren Zusammenhang enger seine »Gefühlsausstattung« – beeinflusst, prägt oder konstituiert, ist zentraler Gegenstand psychologischer Denkschulen und wird innerhalb dieser auf je spezifische Weise konzipiert und konkretisiert. Während also – was hier nur angedeutet werden kann – bspw. die Psychoanalyse auf der Grundlage vor allem ihrer Vorstellungen über die menschliche Entwicklung, aber auch über Störungen dieser Entwicklung und über psychische Krankheit allgemein frühe (Lern-)Erfahrungen für besonders wichtig hält, spielt nach der Auffassung des Behaviorismus (und seiner Lerngesetze) der Zeitpunkt einer Erfahrung bestenfalls eine Nebenrolle, während vielmehr ihrer Wiederholung entscheidende Bedeutung zukommt. Bekanntermaßen resultieren (in der Psychoanalyse als klinischer Praxis und der Verhaltenstherapie) auch grundsätzlich unterschiedliche Verfahrensweisen zur »Verflüssigung« und partiellen Neuorganisation der im »Gefühlshaushalt« geronnenen Erfahrungen. (Eine

-
- 16 Ohne hier näher darauf einzugehen: Weil die zugrundeliegende Lernweise wesentlich auf Deutung bzw. Interpretation beruht, wird zwar nicht Identisches, aber auch keineswegs Beliebiges gelernt. Es dürfte nicht zuletzt die Vorherrschaft der sog. »exakten« Wissenschaften (in methodologischer Hinsicht) sein, die zur Verbreitung jener so unseligen wie falschen Dichotomie beigetragen hat, nach der etwas, das richtig ist, auch gleich absolut, also als einziges, richtig ist und alles andere um sich herum »totbeißt« – so wie die Vier nichts anderes neben sich duldet, wenn es um das Ergebnis der Addition von Zwei und Zwei geht. Wo es nicht möglich ist, sich auf ausschließlich eines festzulegen, das sicher gilt und alles andere erübrigt, da kann – der angesprochenen Dichotomie zufolge – dann nur das andere Extrem gelten, das blanke Chaos herrschen, und jede Zuschreibung oder Entscheidung vollkommen willkürlich sein. Die Zuschreibung von Sinn bei der Deutung irgendeiner kulturellen Praxis (z. B. der Sprache) läßt sich natürlich mit keinem der beiden Extrema beschreiben. Sie eröffnet und nutzt Spielräume; für dieses Spiel gelten Regeln, und doch bleibt es Spiel. Ich erwähne das, weil dieses »Dazwischen« der skizzierten untauglichen Dichotomie von erheblicher Bedeutung (auch für die vorliegende Arbeit) ist – und weil ich nicht selten erlebe, daß ich es in Seminaren nicht voraussetzen kann, sondern auf basaler Ebene erst einführen muß; und dies, obwohl alle Seminarteilnehmer weite Bereiche ihres Lebens gerade so und nicht anders strukturiert haben: auf der Grundlage der gleichen Prozesse (der Deutung) niemals in vollkommen festgelegten Bahnen, aber deswegen noch lange nicht beliebig.

Reformulierung von Psychotherapie allgemein und des Vorgehens verschiedener psychotherapeutischer Schulen im besonderen als korrigierender Eingriff in ein wie auch immer »gestörtes« Gefühlsleben [und nichts sonst] wäre – insbesondere mit Explikation der jeweils zugrundegelegten Prämissen über dieses Gefühlsleben und seine Entwicklung selbst – ein eigenes, reizvolles Thema; vgl. auch Kapitel 1.1.6.)

Um diesen Abschnitt abschließend nochmals möglichen Mißverständnissen entgegenzuwirken: Es geht mir hier nicht um eine Unterscheidung von Gefühlen nach ererbt oder erlernt – eine solche Unterscheidung dürfte, nicht zuletzt aus den skizzierten Gründen, kaum auch nur einigermaßen trennscharf möglich sein und verspricht zudem lediglich schmalen Ertrag. Die meisten Gefühle können wir uns wohl einfach aus unterschiedlich gewichteten angeborenen und erlernten Anteilen zusammengesetzt denken – während das genaue Verhältnis dieser Anteile ohne praktische Konsequenzen bliebe. (Weshalb Versuche seiner Bestimmung denn auch, in bester pragmatistischer Manier, unterbleiben können.)

Es geht mir vielmehr um den Hinweis auf einige implizite Voraussetzungen, aber auch Folgerungen und Anschlußmöglichkeiten, die gemacht werden bzw. sich ergeben, wenn *bei der Erklärung* von Gefühlen auf das Angeborensein oder das Erlernen zurückgegriffen wird. Ein abschließendes Beispiel mag dies illustrieren: Je nachdem, ob Gefühle als angeboren oder erworben betrachtet werden, scheinen etwa bereits längerfristige Veränderungen in der »Gefühlsausstattung« des Menschen nicht mehr als das gleiche Phänomen auf, sondern als unterschiedliche Phänomene, die zu ihrer Untersuchung denn auch nach unterschiedlichen Vorgehensweisen rufen. Während im ersten Falle solche Veränderungen als Resultat »blinder« Mutation und Selektion aufgefaßt werden müßten, das mit Hilfe vergleichender, interkultureller und sogar artenübergreifender Untersuchungen und wie dargelegt unter Vermeidung einer im weitesten Sinne hermeneutischen Perspektive angegangen werden müßte (vgl. dazu bereits Darwin 1872), rücken sie im zweiten Falle als Phänomene eines historischen Wandels in den Blickpunkt, die neben kultur- und ideengeschichtlichen Überlegungen explizit nach solchen im weitesten Sinne hermeneutischen Methoden verlangen, weil sie ohne den Umgang mit Sinn gar nicht zu bearbeiten sind (vgl. hierzu etwa die Beiträge in Benthien, Fleig & Kasten 2000).

1.1.3 Das Gefühl und seine Dauer, das Gefühl und sein Verlauf – dynamische Aspekte

Ich möchte einen Punkt, der in den Erwägungen des letzten Abschnittes bereits angesprochen wurde, etwas ausführlicher und systematischer behandeln. Die obige Betrachtung des Erschreckens mit seiner unterschiedlichen »Entwicklung« (Erschrecken, dem Erleichterung folgt; Erschrecken, dem Angst folgt) führte uns dazu, Dauer und Verlauf von Gefühlen als notwendige Charakteristika zu ihrer Bestimmung zu bedenken und einzuführen. Wenn wir bei unserem Beispiel nicht verschiedene Formen des Erschreckens unterscheiden wollen (oder – mangels Bezeichnungen – zunächst nicht können), etwa hier von Erschrecken₁ und Erschrecken₂ sprechen wollen, dann müssen wir uns das Erschrecken auf den Beginn der beschriebenen Gefühlsregungen beschränkt denken. Das deckt sich natürlich auch mit unserem explizierten Alltagsverständnis: Niemand erschrickt zwei Stunden lang, nicht einmal zwei Minuten lang. Das Erschrecken ist ein Beispiel für ein Gefühl sehr kurzer Dauer, eines, das im Grunde genommen nur einem einzigen Moment aus der unendlichen Zahl der Momente (eben dem »Moment des Erschreckens«) zuzuordnen ist. Alles, was sich mehr oder weniger ähnlich anfühlen mag, aber länger andauert, nennen wir nicht mehr Erschrecken (sondern vielleicht Verwirrung, Konfusion, Angst, Panik). Ein weiteres Beispiel für solch ein »momentanes« Gefühl ist die Überraschung – auch überrascht kann man nicht dauerhaft sein.

Andere Gefühle können wir durchaus länger empfinden. Zwei Stunden samstägliche Zahnschmerzen, ehe der Entschluß gefaßt wird, den Notdienst aufzusuchen, lassen sich von der ersten bis zur letzten Minute fühlen – und dies obendrein in sich nicht oder kaum verändernder Qualität. Die Langeweile eines endlosen Sonntagnachmittags der Kinderzeit (oder eines späteren Lebensabschnitts) kann um drei Uhr in ähnlicher Weise empfunden werden wie eine Stunde zuvor oder danach. Die Vorfreude, um nicht nur negative Beispiele zu geben, auf eine ersehnte Begegnung kann sich am Vortag ähnlich anfühlen wie fünf Minuten vor dem Treffen, und sie kann andauern, so lange ihr Raum offengehalten wird (aber natürlich nur bis zum Treffen selbst). Dem (bereits semantisch notwendig) punktuellen, momentanen Gefühl läßt sich ein homogenes, gleichförmiges von Dauer zur Seite stellen.

Setzt man nun an der Gleichförmigkeit eines dauernden Gefühls an und bedenkt diese, enthüllt sich eine weitere Differenzierung in temporaler Hinsicht: Gefühle mit einem bestimmten, mehr oder minder regelhaften Verlauf. Nicht jedesmal, wenn man Wut empfindet, hat man einen

Wutanfall. Die erstere ist ein im Prinzip gleichförmiges Gefühl – auch wenn sie ihr eigenes Abflauen konnotativ mittransportiert, durch ihren ätherischen, d. h. auch, schwer zu prolongierenden Charakter: Sie ver-raucht; gleichwohl gibt es die stille, langanhaltende Wut. Der letztere dagegen steht für ein eher eruptives Geschehen, eine Verlaufskurve mehr oder weniger bestimmter Gestalt: Auf ein plötzliches, sprunghaftes Auf-flammen oder -brausen aus dem mehr oder minder neutralen Ausgangs-zustand folgt eine kurze Phase maximaler Aktivität (und Gefühlsstärke), dann ein flacherer oder steilerer Rückgang auf das ursprüngliche Niveau. Erst all das zusammen macht einen Wutanfall aus. (Wut und Wutanfall unterscheiden sich zudem im Ausmaß, in dem jeweils Gefühlsausdruck und motivierender Aspekt – bzw. Handlungen, in denen sich ein solcher zeigt – konzeptionell eingelassen sind. So kann man etwa seine Wut verbergen, nicht aber seinen Wutanfall.) Ein anderes Beispiel: Traurig sein können wir aus den verschiedensten Anlässen (und manchmal viel-leicht sogar ohne Anlaß – vgl. jedoch Kapitel 1.2.2) und darüber hinaus sozusagen »temporal amorph«, also zeitlich ausgedehnt und dabei gleich-förmig. Empfinden wir jedoch Trauer – im semantisch idealtypischen Fall nach einem Verlust –, dann ist demgegenüber ebenfalls ein bestimmter Verlauf impliziert: Nicht nur in Begriffen wie »Trauerarbeit« spiegelt sich eine Entwicklung, die Zeit braucht – aus psychoanalytischer Sicht Zeit etwa, um Objektbindungen aufzulösen und der Libido ein neues Ziel zu verschaffen¹⁷ –, und in deren Verlauf sich das Gefühl regelhaft wan-delt.¹⁸ So haben Episoden von Wut oder Verzweiflung, auch Leugnung,

-
- 17 »Worin besteht nun die Arbeit, welche die Trauer leistet? [...] Die Realitätsprüfung hat gezeigt, daß das geliebte Objekt nicht mehr besteht, und erläßt nun die Aufforderung, alle Libido aus ihren Verknüpfungen mit diesem Objekt abzuziehen. [...] Doch kann ihr Auftrag nicht sofort erfüllt werden. Er wird nun im einzelnen *unter großem Aufwand von Zeit* und Besetzungsenergie durchgeführt und unterdes die Existenz des verlorenen Objekts psychisch fortgesetzt. Jede einzelne der Erinnerungen und Erwartungen, in denen die Libido an das Objekt geknüpft war, wird eingestellt, überbesetzt und an ihr die Lösung der Libido vollzogen« (Freud 1916, S. 430, Hervorhebung A. K.). – Inzwischen ist der Begriff der Trauerarbeit auch in die Alltagssprache einge-dringen, wo er mitunter kaum noch mehr zu meinen scheint, als daß Trauer Zeit kostet und unangenehm ist.
- 18 Zeichen eines solchen Wandels und der dafür nötigen Zeit lassen sich natürlich auch in den vielfältigen Ritualen erblicken, die die meisten Kulturen für den Umgang mit Verstorbenen (bzw. natürlich mit Trauernden) gebildet haben – bspw. dem dreitägigen Aufbahnen der Leiche, das vor nicht allzu langer Zeit verbreitet üblich war, dem Leichenbegängnis und dem Leichenschmaus usw. Solche Rituale sind einerseits Zeichen und Ausdruck der sich in der Trauer verändernden Gefühle, sie stellen andererseits auch eine hilfreiche Unterstüt-zung für diesen Wandel dar. Wer eine solche dreitägige, mehr oder minder institutionalisierte Trauerfrist durchschritten hat, wird erfahren haben, daß im

insbesondere in frühen Phasen der Trauer ihren Ort, so wandelt sich der anfänglich laute, auch anklagende Schmerz vielleicht in einen eher stillen.¹⁹ Auch »Gefühlsverläufe«, wie sie in der Reaktion auf die (und Auseinandersetzung mit der) Nachricht, selbst unheilbar krank zu sein und bald sterben zu müssen, vorkommen, lassen sich wohl als Beispiele heranziehen. Auch hier sollen ja gestalt- und regelhafte Abfolgen unterschiedlicher »Phasen« zu beobachten sein (vgl. Kübler-Ross 1983, die der Reihe nach von »Nichtwahrhabenwollen und Isolierung«, »Zorn«, »Verhandeln«, »Depression« und »Zustimmung« spricht), deren Formulierung und Publikation wiederum »gefühlsnormierend« wirken können. Es gibt also Gefühle, die über ein bestimmtes Erleben hinaus auch einen ganz bestimmten Verlauf haben (oder auch wünschenswerterweise haben sollen) – bzw. es gibt Gefühlsbezeichnungen für spezielle Gefühlsfolgen.

Eine Emotionstheorie, die dem Gefühl in seiner Vielfalt gerecht werden können soll, muß sich des (unterschiedlichen) temporalen Charakters von Gefühlen bewußt und in der Lage sein, mit ihm umzugehen; sie muß dem dynamischen Aspekt von Gefühlen Rechnung tragen. Dabei ist erst nachrangig von Bedeutung, auf welche Weise dieser Aspekt berücksichtigt wird, ob – orientiert etwa an einer semantischen Analyse – punktuelle (Erschrecken), gleichförmige (Schmerz, Vorfreude) und temporal strukturierte (Wutanfall, Trauer [im Unterschied zum Traurigsein!]) Gefühle voneinander unterschieden werden, oder ob als Gefühle allein singuläre Elemente aufgefaßt werden, aus denen zusammengesetzt dann komplexere Gefühlsfolgen gedacht werden können (wie beim Erschrecken₁ oder Erschrecken₂). Entscheidend ist zunächst einmal allein, daß eine Emotionstheorie es überhaupt begrifflich erlaubt, der unterschiedlichen temporalen Struktur von Gefühlen gerecht zu werden.

Verlauf auch jeweils unterschiedliche Verhaltensweisen erwartet werden, und mal mehr, mal minder sanfter Druck in einer Richtung wirkt, die einzuschlagen das von den anderen Erwartete auch Wirklichkeit werden zu lassen verspricht.

- 19 »Später hatte das Gedenken an Sam sich verändert: Es wurde Arbeit, eine kontinuierliche Größe; an die Stelle von Schmerz und Glanz trat heftige Unvernunft, sowohl was seinen Tod als auch was ihr Gedenken daran betraf. Während dieser Zeit lechzte sie nach Einsamkeit und der schwelgerischen Ich-Bezogenheit des Leids: ihr Sam, ihr Verlust, ihre Trauer, und kein anderes Leid kam dem gleich. Das gab sie durchaus zu: Es war nichts Schändliches dabei. Doch nun, ein halbes Jahrhundert später, waren diese Gefühle einfach ein Teil von ihr geworden. Ihr Leid war eine Krücke, notwendig und stützend; sie konnte sich nicht vorstellen, ohne sie zu gehen« (Barnes 1996, S. 125).

1.1.4 Einfache (simple) und zusammengesetzte (komplexe) Gefühle

Wiederum wurde bereits kurz angesprochen, was nun etwas ausführlicher dargelegt werden soll. Am Beispiel des Neides ist verdeutlicht worden, auf welche Weise Kognitionen notwendig in ein Gefühl eingehen können, es also überhaupt erst (mit) konstituieren (vgl. jedoch zum Begriff der Kognition und zu ihrer Rolle für das Gefühl Kapitel 1.2.5). Ein anderes Beispiel – ebenfalls schon angesprochen, wenn auch in einem anderen Kontext – wäre die Eifersucht. Notwendig für die Eifersucht scheint ja zunächst nur ein kognitives Wissen von bestimmten Sachverhalten zu sein – oder vielmehr weit häufiger lediglich entsprechende Vermutungen –, d. h. etwa von Szenen, die meine Eifersucht begründen. Aber Eifersucht ist bekanntlich mehr: Peinigend wird sie nicht zuletzt durch das mitunter fast zwanghaft wiederholte, lust- und qualvolle Imaginieren solcher Szenen, die nicht selten das, was tatsächlich gewesen war (wenn überhaupt etwas gewesen war), in den Schatten stellen und so bestimmend werden können, daß neben ihnen wenig Raum für andere Denkinhalte und andere Gefühlsregungen mehr bleibt.²⁰ Ein Wissen oder zumindest Vermutungen, das Imaginieren des Vorgefallenen oder Befürchteten – das ist noch lange nicht alles, was für die Eifersucht von Bedeutung sein kann: Die stete Suche nach Verdachtsmomenten, die genaue, argwöhnische Beobachtung des (vielleicht nur vermeintlich) Untreuen, das mißtrauische Lesen aus den Spuren, die er hinterläßt, die Beobachtung auch des Nebenbuhlers und seine Bewertung oder gar darüber hinaus die Wahrnehmung von anderen als (potentielle) Nebenbuhler bis hin zur Wahrnehmung der Welt als eine Welt, in der überall vor allem Gefahren für die gefährdete Beziehung lauern – all dies (und noch mehr) kann eingehen in das Gefühl der Eifersucht.

Mit »kann in das Gefühl eingehen« ist nun natürlich nicht gemeint, daß stets gleiche Elemente in additiver Verknüpfung die Eifersucht bilden. Bestandteile des Gefühls können unterschiedliche Kognitionen, Imaginationen, auch Erinnerungen, Erfahrungen, Erwartungen usw. sein, und die »Gesetze«, nach denen sie miteinander verbunden sind, wird man sich kaum als Formeln vorstellen können, sondern sie eher in Analogie

20 Die bemerkenswerte Schilderung einer solchen Eifersucht findet sich bei Barnes (1994). Dort wird nicht nur eine lehrreiche »Innensicht« des Gefühls entfaltet, es wird überdies gezeigt, daß der Anlaß der Eifersucht keineswegs ein »vernünftiger« sein muß (dort nämlich spielt das frühere Leben der Geliebten eine wesentliche Rolle, ihr Leben, als sie den Eifersüchtigen noch gar nicht kennengelernt hatte).

zu den Prozessen der Gestaltschließung auffassen müssen, wie sie in der Gestaltpsychologie konzipiert worden sind (oder zu solchen, wie sie in der Bildung integrierter Erzählungen eine Rolle spielen) – ich komme darauf zurück (Kapitel 1.4, insbes. These 7; Kapitel 3). Ferner bedeutet die Tatsache, daß es verschiedene Bestandteile sind, die in die Eifersucht eingehen, auch, daß umgekehrt für eine »eingehende« Untersuchung des Gefühls der Eifersucht auf solche Kognitionen, Imaginationen, usw. zurückgegangen werden muß. Dies impliziert weiter, daß es sinnvoll sein kann, unterschiedliche Formen der Eifersucht zu unterscheiden, je nach den beteiligten Bestandteilen und ihrer Gewichtung, ihrer Bedeutung für die sich bildende Gestalt. So könnte vielleicht eine Differenzierung in solche Fälle der Eifersucht sinnvoll sein, bei denen ein konkretes Wissen eine Rolle spielt (das vielleicht sogar von der »untreuen« Person stammt), sich die Eifersucht (neben der untreuen Person) auf einen bestimmten Nebenbuhler bezieht und sich insgesamt sozusagen auf eine reale Gefährdung der Beziehung richtet, und in solche Fälle, bei denen sich das Gefühl von dem bestätigten Wissen löst oder gleich zu Beginn von eher vagen Vermutungen nährt, Fälle, in denen kein konkreter Nebenbuhler sondern eher diffuse Gegner (oder gleich mehr oder minder alle) auftreten, in denen also die Eifersucht weniger auf einer realen Gefährdung der Beziehung beruht als eine solche vielmehr dann ihrerseits erst schafft. Nicht zuletzt solche Differenzierungen könnten es sein, die sich in der Alltagssprachlichen Rede von der »begründeten« und der »unbegründeten« Eifersucht zusammengefaßt sehen.

Nicht allein Kognitionen und Imaginationen, Erinnerungen, Erfahrungen und Erwartungen können in ein Gefühl eingehen. Auch Gefühle selbst können wesentliche Bestandteile anderer, übergeordneter Gefühle werden: So kann ich mich etwa verlieben und mich über meine Verliebtheit freuen oder ärgern. Einer Liebe, zu der diese Verliebtheit vielleicht führt, kann ich mich schämen, oder ich kann stolz auf sie sein oder mich über sie freuen. Das »es tut mir leid«, mit dem ich mich z. B. für mein unangebrachtes Verhalten, etwa für einen Wutanfall, zu entschuldigen suche, ist ja – wenn ehrlich *gefühlt* –, mehr als eine Floskel zur kulturspezifischen (und demnach auch historisch wandelbaren) Regulierung sozialer Interaktionen. Es bezeichnet zunächst einmal ein Gefühl, ein Leiden, etwas, das (mir) weh tut, einen mehr oder minder scham- oder schuldimpfprägnierten Schmerz – einen Schmerz, der einen bestimmten Gegenstand hat: Und dieser Gegenstand kann ein anderes meiner Gefühle (oder sein Ausdruck) sein, ein Gefühl, das mir nun leid tut.²¹

21 Und es kann tatsächlich ein Gefühl selbst sein, das mir leid tut und so in dieses Leiden eingeht, und nicht nur der (unangemessene) Ausdruck eines

Sicher mögen im Falle der Gefühle, die in Gefühle eingehen, auf die eine oder andere Weise vermittelnde Prozesse eine Rolle spielen: So läßt sich einwenden, daß es nicht ein Gefühl ist, das mir leid tut, sondern die Erinnerung an ein Gefühl (weil ich den Ärger und die Verachtung ja aktuell nicht mehr empfinde). Es läßt sich einwenden, daß im Falle der Freude über das eigene Lieben, die ja die Liebe nicht zum Verschwinden bringt, doch zumindest Bewertungen und Reflexionen vonnöten sind, die mir das Gefühl (Liebe) als etwas erscheinen lassen, über das ich mich freuen kann oder gar sollte. Dennoch sollte die Existenz vermittelnder Prozesse der einen oder anderen Art nicht vergessen machen, daß umgekehrt eben *auch das Gefühl* (das vergangene oder aktuelle) notwendig Bestandteil des hier behandelten übergeordneten, komplexen Gefühls sein kann.

Wie anders dagegen die Situation bei nicht komplexen, bei einfachen Gefühlen. Ziehen wir nochmals das Erschrecken heran: Hier genügt ein »Objekt«, auf das sich das Gefühl bezieht – ein Geräusch etwa –, und ein zu vernachlässigendes Minimum an »kognitiven« Prozessen, die nicht einmal bewußt ablaufen und wenig über die Wahrnehmung des Objektes selbst hinausgehen müssen. (»Kognitive« Prozesse, die sozusagen denknotwendig sind, damit das Individuum das Objekt überhaupt erst in Beziehung zu sich setzt. Sie spielen bereits im Akt der Wahrnehmung eine Rolle und können weiter etwa in einer Art rudimentärer Bewertung des Wahrgenommenen als ungewöhnlich bestehen; vgl. das im Kapitel 1.2.5 über einen weiten Begriff der Kognition Notierte.) Die schlichte Freude über einen schönen Sonnentag beim Verlassen des Hauses kommt ohne Reflexionen über die meteorologische Großwetterlage der letzten Wochen, ohne Erinnerungen an die letzte Urlaubsreise und die Nachmittage am Strand, ohne Imaginationen des bevorstehenden Abends auf dem Balkon – und ohne diesbezügliche Vorfriede – aus. Sie genügt sich – zunächst einmal – selbst. (Sie kommt auch als einfaches Gefühl ohne derartige Reflexionen aus, d. h. auch da, wo sie nicht ohnehin »nur« Stimmung ist; vgl. zur Abgrenzung Kapitel 1.2.1). Gleichwohl kann sie Prozesse wie die genannten zur Folge haben und sich so quasi selbst verkomplizieren, komplexer werden.

Gefühls (wie er bei einem Wutausbruch bekanntlich nicht ganz leicht vom Gefühl zu trennen ist): So kann ich mich bei jemandem, den ich mittlerweile besser kenne und schätze, dafür entschuldigen, daß er mich anfangs als scheinbar oberflächlicher Angeber ärgerte, ich ihn fast verachtete. Das eigene Gefühl (oder vielleicht genauer: die Erinnerung daran) tut inzwischen weh – und zwar selbst dann, wenn es der Betreffende nie bemerkte, weil ich es ihm erfolgreich verbarg; selbst dann also kann ich mich für mein Gefühl nun schämen und mich bei ihm entschuldigen wollen.

Freude über etwas kann es als Gefühl in ganz unterschiedlichen Graden von Komplexität geben: von der erwähnten »schlichten«, voraussetzungslosen, augenblicklichen, vielleicht auch vergänglichen bis hin zur hochgradig angereicherten, lebensgeschichtlich mit Bedeutung versehenen, mit einer Fülle von Werten, Zielen oder anderen Gefühlen verknüpften und verwobenen Freude z. B. über den Verlauf einer jahrelangen Entwicklung oder das Erreichen eines lange verfolgten Zieles. Andere Gefühle dagegen vertragen den Einschluß von Kognitionen (und, wie dargelegt, anderem mehr) nicht: Sobald über das Erschrecken nachgedacht wird, ist es kein Erschrecken mehr.²² Wieder andere Gefühle benötigen demgegenüber ein Mindestmaß an Komplexität, ohne das sie nicht denkbar sind: der Neid oder die Eifersucht wie dargelegt, auch die erwähnte Vorfreude u. v. m.

Eine Emotionstheorie, die den Gefühlen in ihrer Vielfalt gerecht werden will, muß es auf die eine oder andere Weise ermöglichen, die Einfachheit bzw. Komplexität von Gefühlen zu bearbeiten bzw. abzubilden.

1.1.5 Das Gefühl und sein Objekt – Die Gerichtetheit des Gefühls

Eben (und bereits zuvor) war mehrfach vom »Objekt« des Gefühls, von seinem Gegenstand die Rede. Ein Gefühl ist keine beziehungs- oder verweisungslose Entität, es scheint sich immer auf etwas zu richten, einem »Objekt« zu gelten – ob dieses Objekt nun etwas so unscheinbares wie ein Geräusch ist oder aber ein geliebter Mitmensch. Ein Gefühl ist stets ein relationaler Begriff, es ist immer das Gefühl *von (über, zu, ...) etwas*.²³ Das Objekt eines Gefühls in diesem Sinne kann eine Wahr-

22 Es sei hier gerne zugestanden, daß dies vielleicht eher im »temporalen Charakter« des Erschreckens als in seiner »Einfachheit« begründet liegen mag; unabhängig von der Frage, wo wir einen Grund erblicken wollen, ist jedoch ebenso unabweisbar, daß die »Einfachheit« des Erschreckens seine »zeitliche Punktförmigkeit« oder »Momentanität« zumindest regelmäßig begleitet.

23 Auch dies lehrt die Sprache, etwa hinsichtlich der Freude über, der Angst vor, der Trauer über, dem Ekel vor, der Liebe zu usw. Es gibt jedoch auch Fälle, die weniger klar sind: Wenn Langeweile ein Gefühl ist, auf welchen Gegenstand richtet sie sich dann? Auf die Zeit, oder auf das Erleben von Zeit? Das wäre wohl allzu gezwungen. Wenn Gefühle jedoch alle einen Objektbezug haben, was ist Langeweile dann, wenn nicht ein Gefühl (vgl. etwa Buchholz 1996, S. 217 ff.)? Und wie sieht es aus mit der Sehnsucht, die sich nur in den einfacheren Fällen auf ein klar gegebenes Objekt bezieht; im allgemeinen ist dieses Objekt natürlich bereits ein vom Empfindenden unter dem Einfluß

nehmung sein (vor einem Geräusch erschrecken), ein Ereignis oder eine Ereigniskette (sich über das schlechte Wetter ärgern), eigene oder fremde Handlungen oder Handlungsfolgen (im doppelten Sinne: Folgen einer Handlung oder Abfolgen von Handlungen; sich eines eigenen Fehlers schämen, sich eines in vielen Schritten erzielten Erfolges freuen, sich über jemandes Lügen ärgern usw.), eine Person (andere Personen oder die eigene; jemanden lieben oder sich selbst verachten), oder auch ein Gefühl (sich für ein vergangenes Gefühl schämen oder nach einem bestimmten Sehnsucht haben).²⁴

Wenn dem so ist, dann läßt sich eine genauere Betrachtung dieses Objektbezuges u. U. dazu nutzen, einzelne Gefühle begrifflich schärfer zu konturieren und von anderen, ähnlichen abzugrenzen. Nicht selten, wenn ich im Freundeskreis von der vorliegenden Arbeit erzählte, ergaben sich lockere Gespräche über Gefühle – und bei einem davon zeigte sich beispielsweise, wie nahe sich Neid und Eifersucht sein können, wenn sich beide auf Personen beziehen. Wenn es nun nicht das Auto des Nachbarn ist, um das ich ihn beneide, sondern seine schöne, junge Frau: Worin besteht dann der Unterschied zwischen den Aussagen »Ich beneide den Nachbarn um seine Frau« und »Ich bin eifersüchtig auf den Nachbarn wegen seiner Frau«? Oder gibt es etwa gar keinen? Zur Klärung

seiner Sehnsucht konstruiertes, gebildetes. Und kennen wir nicht sogar eine Sehnsucht, die sich auf das Unbestimmte, Vage, gänzlich Unbekannte richtet, eine Sehnsucht, von der wir gar nicht zu sagen wissen, wonach? (Denn »Sehnsucht strebt nicht nur irgendwo hin, sondern auch von etwas weg«; Boesch 1998, S. 16.) Ist eine solche Sehnsucht Gefühl, oder wird sie zur Stimmung (vgl. Kapitel 1.2.2)? – Wichtig ist mir hier, ungeachtet schwieriger Einzel- oder Grenzfälle, auf den generellen Objektbezug der Gefühle (oder, je nach Auffassung, eben der meisten Gefühle) aufmerksam zu machen. Ob man ihn nun zwar für die meisten Gefühle annimmt, daneben aber auch Ausnahmen (wie die Langeweile, vielleicht die Sehnsucht) zuläßt, oder ob man ihn allen Gefühlen zuschreibt und in der Folge »Gefühle« ohne Objektbezug nicht mehr als Gefühle, sondern als etwas anderes, Verwandtes begreift, ist demgegenüber zweitrangig. (Ich schlage unten letzteres vor, indem ich vor allem den Objektbezug von Gefühlen in Kapitel 1.2.2 nutze, um Gefühle von [objektlosen, ungerichteten] Stimmungen abzugrenzen.)

- 24 Im Falle der Personen, die als Objekt eines Gefühls fungieren, wird man sich für eine genauere Analyse (und aus Gründen der »theoretischen Ökonomie«) fragen müssen, inwieweit sich diese Funktion als die Resultante einer Reihe von Gefühlen denken läßt, deren Objekt lediglich Wahrnehmungen, Ereignisse und Handlungen waren, die mit der betreffenden Person zu tun hatten bzw. von ihr ausgingen. Wenn ich jemanden liebe, liebe ich dann all die Wohltaten und Gefälligkeiten, die er mir erwies und die ich imaginäre und noch erhoffte, die gemeinsam verbrachten und erwarteten schönen Stunden? Und wenn das nicht alles ist (was wohl nur Bemitleidenswerte ernsthaft annehmen), was könnten wir dann nicht vielleicht lernen, wenn wir darüber zu sprechen versuchen, was es noch ist?

dieser Fragen kann man zunächst festhalten, daß beide Gefühle »dreigliedrig« oder »dreistellig« sind: Neben dem Empfindenden sind jeweils zwei »Objekte« nötig, auf die sich das Gefühl richtet (jemanden um jemanden beneiden, auf jemanden wegen jemandem eifersüchtig sein). Es scheint jedoch, als würde sich die Qualität der jeweils in Frage stehenden Beziehungen unterscheiden: Wenn ich auf jemanden eifersüchtig bin, dann steht die Beziehung zu der dritten Person im Zentrum, es ist diese Beziehung und ihre (vermeintliche oder tatsächliche) Gefährdung (oder, falls sie noch gar nicht zustande gekommen ist, ihre Be- oder Verhinderung), die den Kern der Eifersucht bildet. Ich müßte also die Frau des Nachbarn doch kennen (oder mir zumindest eine Beziehung mit ihr vorstellen), und wenn ich ihretwegen auf den Nachbarn eifersüchtig bin, dann könnte ich auch auf ihre Freundinnen eifersüchtig sein, oder auf den Anlieferer eines Paketdienstes, dem sie morgens ein Schwätzchen gönnt. Die (tatsächliche, durch jemanden vermeintlich oder tatsächlich gefährdete, oder aber mindestens die imaginierte, durch jemanden nicht realisierbare) Beziehung zum Dritten steht im Vordergrund der Eifersucht.²⁵ Daher sagen wir auch nicht, daß wir eifersüchtig auf den Nachbarn wegen seines Autos sind.²⁶ Anders beim Neid: Wenn hier eine Beziehung im Vordergrund steht, dann ist es die zu demjenigen, den ich um etwas beneide. Vom Neid sprechen wir viel leichter auch dann, wenn es um Gegenstände oder Eigenschaften geht; ich kann jemanden um sein Geld oder um sein Aussehen beneiden. Denke ich die Eifersucht auf den Nachbarn weiter, dann bin ich wie gesagt auch auf Freundinnen seiner Frau oder andere Menschen eifersüchtig; denke ich den Neid auf den Nachbarn weiter, dann beneide ich ihn auch um sein Haus und sein Auto, um seinen Beruf und seinen Erfolg – eben weil die Beziehung zu ihm (und nicht zu seiner Frau) im Zentrum des Neides steht. Die Frau des Nachbarn, so könnte man pointiert formulieren, ist mir im Grunde genommen egal, wenn ich ihn um sie beneide – und wäre sie mir nicht egal, dann würde ich ihn nicht beneiden, sondern wäre eifersüchtig.

-
- 25 Auch das bereits erwähnte, in Romanform vorgelegte Beispiel von Julian Barnes (1994) läßt sich unschwer so verstehen: Auch für Graham, der aufgrund des »Vorlebens« seiner Frau krankhaft eifersüchtig ist – und gar nicht konkret weiß, auf wen alles –, steht die Beziehung zu ihr im Vordergrund. Um einen Spezialfall der Eifersucht handelt es sich weniger wegen der Stärke des Gefühls als vielmehr deswegen, weil das zweite Objekt der dreigliedrigen Relation eine nicht zu fassende Unbekannte darstellt.
- 26 Oder wenn doch, dann wohl eher sprachlich salopp; eine Unsauberheit, die aufgrund der Nähe der Eifersucht zum Neid gleichwohl verstanden wird. Jedenfalls gab es im völlig unrepräsentativen Freundeskreis niemanden, der eine solche Redensweise noch aufrechterhalten wollte im Angesicht der Alternative, von Neid zu sprechen.

Natürlich sind solche Überlegungen im skizzierten Einzelfall verhandlungsfähig – trefflich ließe sich darüber streiten, inwieweit die dargelegten Differenzierungen zwischen Eifersucht und Neid überhaupt richtig und tragfähig sind, welchen Nutzen sie versprechen, und insbesondere über das Problem, empirisch über eine »unsaubere Sprache«, in der die beiden Wörter Eifersucht und Neid teilweise überlappend gebraucht werden, Zugang zu klar getrennten Begriffen²⁷ zu gewinnen (also d. h. natürlich über das Problem, ob solcherart klar getrennte Begriffe überhaupt existieren oder ihrerseits vor allem Artefakt wären). Die angeführten Überlegungen sollen hier nur exemplarisch verdeutlichen, auf welche Weise eine inhaltliche, an der Semantik der Gefühlswörter ansetzende Analyse *im Prinzip* Nutzen aus der Berücksichtigung gerade auch des Objektbezugs von Gefühlen haben könnte, eine Analyse, auch das ist einleuchtend, die ggf. auf eine breitere empirische Ausgangsbasis gestellt werden müßte. Und sie sollen weiter plausibilisieren, daß die (Anzahl und eventuell die Art [Personen, Gegenstände...] der) Objekte, auf die sich Gefühle beziehen, einen wichtigen Teil ihrer Charakteristika darstellen, so daß eine Emotionstheorie gut daran tut, diese Bezugspunkte (oder Objekte) von Gefühlen mit zu behandeln und ihnen im Konzept der Gefühle, mit dem sie arbeitet, entsprechenden Raum zu widmen.

1.1.6 Das Gefühl: beherrscht und unverfügbar

Die folgende Erörterung läßt sich zwischen den Polen eines Gegensatzes aufspannen, der bei der Betrachtung von Gefühlen – dem Bild, das wir von ihnen haben – in vielerlei Gestalt und in einer Vielzahl von Zusammenhängen eine Rolle spielt: Gefühle scheinen gleichermaßen ein Objekt des Individuums, für das es verantwortlich ist, quasi sein »Besitz« und Gegenstand seiner Manipulationen zu sein, wie umgekehrt der einzelne als Objekt seiner Gefühle auftritt, deren »Willkür« er geradezu

27 Ohne weitere Problematisierung werden Begriffe hier als Vorstellungsinhalte verstanden, die nicht mit ihren Namen oder »Etiketten«, den Wörtern, verwechselt werden dürfen (vgl. zur Konkretisierung etwa Szagun 1996, S. 103 f.; Zimmer 1996, S. 128 ff., bes. 129). Der in der alltäglichen Verwendung unproblematische Begriff des Hundes ist also ein im Detail überraschend schwer zu bestimmendes, gedankliches Konstrukt, das mit dem Wort »Hund« lediglich bezeichnet wird. Die Wörter »Hund« und »dog« bezeichnen demnach denselben Begriff – oder würden denselben Begriff bezeichnen, vorausgesetzt die englische Sprachgemeinschaft hätte kollektiv und über Jahrhunderte denselben Umgang mit denselben Hunden gehabt und dabei dieselben Erfahrungen gesammelt wie die deutsche (was bekanntlich nicht der Fall ist, man denke nur an den Bernhardiner, den deutschen Schäferhund, die Fuchsjagd).

hilflos ausgeliefert ist, wenn das Gefühl nicht nur übermächtig, sondern damit auch etwas Fremdartiges wird – bisweilen gar zum Antipoden des Selbst hypostasiert, der diesem gegenübersteht und es bedroht und gefährdet. Beide Pole lassen sich in einigen ganz unterschiedlichen Feldern aufweisen:

Der Mensch als Handelnder ist für uns im Grundsatz für seine Handlungen verantwortlich – auch der stark »motivierende« (oder besser: handlungs- bzw. verhaltensauslösende und -steuernde, vgl. Kapitel 1.2.4) Aspekt mancher Gefühle ändert daran zunächst einmal nichts. Das Konzept der Verantwortung ist von großer Bedeutung für unser Zusammenleben, bekanntlich beruhen die dieses Zusammenleben regulierenden Mechanismen wie etwa die Rechtsprechung ganz wesentlich auf der Unterstellung von Verantwortlichkeit. Dennoch räumen wir gewisse residuale Bereiche ein, in denen die Verantwortlichkeit zeitweise suspendiert erscheint: Manche Gefühle – im extremen Ausmaß gefühlt – machen aus einer Handlung eine Tat »im Affekt«, für die der Betreffende nicht mehr oder nur mehr eingeschränkt zur Verantwortung zu ziehen ist. Interessant ist dabei auch, daß die zugrundeliegende Konstruktion eine Art »Umkipppunkt« vorzusehen scheint: Es ist ja nicht etwa so, daß ein zunehmendes Gefühl – z. B. zunehmende Wut – sukzessive unsere Verantwortlichkeit einschränkt, bis wir am Endpunkt der Raserei nicht mehr wissen, was wir tun. Vielmehr bleiben wir auch bei zunehmender Intensität des Gefühls voll verantwortlich – es ist uns, wenn man so will, als Aufgabe gestellt, das zunehmende Gefühl zu beherrschen, zu kontrollieren, zu »managen« –, aber nur bis zu einem bestimmten, konkreten Punkt, an dem dann das Gefühl die Oberhand gewinnt, der »Kampf« sozusagen verloren ist. Im Umgang der Rechtsprechung mit Taten im sog. Affekt lassen sich so beide Pole des genannten Gegensatzes aufzeigen – und darüber hinaus auch noch das Bestreben, diesen Gegensatz zu dichotomisieren, einen Mittel- und Übergangsbereich zum Verschwinden zu bringen.

Ein anderes Feld, auf dem Gefühle explizit als manipulier-, steuer- und kontrollierbar konzipiert werden, findet sich in großen Teilen der bunten »psychologischen« Ratgeberliteratur sowie etlichen, auch ernsthafteren psychotherapeutischen Ansätzen.

Was die ersteren betrifft: »Think positive« und ähnliche »Anweisungen« beziehen sich ja nur vordergründig allein auf das Denken – ohne mit den Gedanken verbundene Gefühle ist ja bereits nur schwer zu bestimmen, was überhaupt ein »positiver« oder »negativer« Gedanke sein soll. Erst die mit ihm verbundene (oder durch ihn heraufbeschworene) Angst oder Verzweiflung oder Wut oder was auch immer macht einen Gedanken zu einem »negativen« Gedanken (entsprechend natürlich für

positive). Und der Umweg über die Gedanken, die den meisten von uns ja (zumindest auf den ersten Blick) kontrollierbarer erscheinen als die Gefühle, legt so das Fundament und verschleiert gleichzeitig die Grenzen eines Vorgehens, das manchem als allzu technischer, reduktionistischer und obendrein vom Machbarkeitswahn geprägter Umgang mit sich selbst erscheinen könnte. Am deutlichsten zeigt sich ein solcher »Hauruck«-, »Packen wir's an«- und »Alles ist machbar«-Begriff des eigenen Gefühls wohl noch immer in populären Lebensberatungs- und -gestaltungslehren (aber auch, weniger deutlich, psychotherapeutischen Schulen) amerikanischer Herkunft. Das Gefühl wird hier ganz zum manipulierbaren »Objekt« des Individuums und kann zudem (aufgrund seiner »motivierenden« Komponente) von diesem selbst instrumentell eingesetzt werden, etwa um Ziele wie »beruflichen Erfolg« oder »Glück« (wie immer man sich ein solches in diesen Entwürfen vorzustellen hat) zu erreichen. Umgekehrt erwächst daraus jedoch auch so etwas wie eine Verantwortung für das eigene Gefühl. Wem es nicht gelingt, als Emotionsvirtuose sein »Selbst zu managen«, der scheitert eben (vielleicht nicht zum ersten Mal) an Leistungsansprüchen, deren Angemessenheit auf dem Gebiet der Gefühle durchaus bezweifelbar ist – und denen auf anderen Feldern nicht zu genügen u. U. sogar einen Teil des initialen Problems darstellt, eines Problems, aus dem heraus jemand erst auf die Idee kommt, es sei wohl not-wendig, sein Selbst zu »managen« und also wie einen Industriekonzern zu führen. In dieser Weise mit sich selbst (und seinen Gefühlen) umzugehen, darf wohl technisch genannt werden – und reduktionistisch ist es auch: Denn das Beherrschen der Gefühle markiert eben nur das eine Ende eines Kontinuums, an dessen anderem Ende das Beherrscht-Werden durch die Gefühle steht. Wer mit seinen Gefühlen umzugehen meint, souverän wie ein Meister in der Werkstatt mit Zeug und Material (oder einen solchen Umgang anstrebt), der nimmt sich die Möglichkeit, gerade umgekehrt von ihnen ergriffen zu werden. Zudem darf man Zweifel daran haben, daß ein solcher, in den angesprochenen Entwürfen mehr oder minder offen propagierter Umgang mit den eigenen Gefühlen angesichts extremer und erschütternder Gefühle (im Zusammenhang mit ebensolchen Erfahrungen) überhaupt durchgehalten werden kann. Und wenn solche Zweifel bestehen: Wäre es dann nicht sinnvoller, bereits im Kleinen und bei den einfachsten Gefühlen sich bewußt zu bleiben, daß »Gefühl« insgesamt angesiedelt ist in einem Spannungsfeld von Beherrschung und Unverfügbarkeit, als fälschlich anzunehmen, man sei uneingeschränkt Herr über das eigene Gefühlsleben, nur um dann in ohnehin kritischen Lebenssituationen umso schmerzhafter erfahren zu müssen, daß dies eben nicht zutrifft?

Was nun die angesprochenen, seriöseren psychotherapeutischen Ansätze angeht: Hier verkompliziert sich die Betrachtung noch ein wenig, weil sich auch Spuren des anderen Poles des behandelten Gegensatzes – Spuren also der Nichtverfügbarkeit des Gefühls – finden lassen. Daher bergen diese Ansätze eine inhärente Spannung oder manchmal gar Widersprüchlichkeit, die aufzuzeigen eine interessante Aufgabe darstellte – zumal sie auf jeweils ganz unterschiedliche Weise damit umgehen –, eine Aufgabe, mit der die vorliegende differenzierende Einführung in das Phänomenfeld der Gefühle freilich überfordert wäre. Daß Gefühle in psychotherapeutischen Ansätzen als (mindestens in Maßen) manipuliert oder steuerbar, also beeinflussbar konzipiert werden, dürfte unmittelbar zustimmungsfähig sein – wären sie das nicht, würde die Psychotherapie eine ausgesprochen wichtige Begründung für die eigene Existenz preisgeben, sind es doch in der Regel gerade unangenehme Gefühle (und immer mindestens *auch* unangenehme Gefühle), die das Problem darstellen, dessentwegen eine Therapie aufgesucht wird.²⁸ Gleichzeitig sind

-
- 28 Obwohl hier zugestandenermaßen unwegsames Gelände betreten wird: Da ist zunächst die Frage zu klären, wieviele der Hilfesuchenden ihr Problem tatsächlich hinreichend deutlich als »Gefühlsstörung« präsentieren. Alternative Präsentationen – so bspw. als »Funktionsstörung« (»Ich komme einfach mit meiner Arbeit nicht mehr klar, ...«) – könnten natürlich lediglich maskierende Darstellungen sein – eventuell weniger privatim, d. h. leichter öffentlich zu machen als die Rede vom Gefühl –, hinter deren Fassade sich dann nichts anderes als eine Störung des Gefühlslebens (»weil ich Angst habe, zu versagen«) wiederfindet. Dafür wären Argumente zu sammeln, und Argumente dagegen, daß eine solche Auffassung alternativer Präsentationen ihrerseits nicht mehr ist als eine psychologisierende Verzerrung. Eine Reihe von alternativen Beschreibungen behandlungsbedürftiger Probleme ist denkbar, eine Beschreibung etwa als erwünschte Handlungen, die man nicht mehr tun kann, oder unerwünschte, die man tun muß – z. B. bei einer Zwangserkrankung, die den Erkrankten nicht mehr aus dem Haus gehen läßt. Der Zusammenhang mit Gefühlen ist hierbei gleichwohl eng: So verläßt der Zwangserkrankte sein Haus nicht mehr, weil er die übergroße Angst vermeiden will, die ihn andernfalls befehle. Nach genauerer und umfassender Auflistung und systematischer Bearbeitung könnte jedoch ein Anteil »psychischer Störungen« übrigbleiben, die man nur noch schwer – mit einer Reihe zu treffender Voraussetzungen – als Störungen des »Gefühlslebens« auffassen kann. Als klassisches Beispiel hierfür kann das dienen, was früher als »unipolare« oder rezidivierende Manie bezeichnet worden ist (und heute wohl nach ICD-10 als »bipolare affektive Störung«, Kategorie F31, mit ausschließlich hypomanischen oder manischen Episoden, Kategorie F31.xx1 oder F31.82 diagnostiziert würde; vgl. Weltgesundheitsorganisation 2000, S. 135, 139). Zwar erlebt der Betreffende bekanntlich eine solche Störung durchaus nicht ohne Gefühle – nicht umsonst gehören sie zur Gruppe der sog. affektiven Störungen –, nur daß es sich dabei eben keineswegs um Gefühle handelt, die dem Betroffenen unangenehm oder änderungsbedürftig erscheinen. Man könnte demnach den Verdacht verallgemeinern: Gerade die Störungen ohne »Krankheitseinsicht« könnten sich als

die Maßnahmen, mit denen auf das Gefühl eingewirkt wird, im Regelfall deutlich komplizierter und vermittelter als ein allzu schlichtes »Du mußt eben anders fühlen«, welches sich im Kern so manchen »Problemratgebers« findet – mitunter so vermittelt, daß ohne Kenntnis der zugehörigen theoretischen Annahmen gar nicht mehr deutlich wird, wie das eine überhaupt auf das andere wirken soll.

Die (geniale) Schöpfung eines Unbewußten bspw.,²⁹ in dem eigene »Gesetze« (oder Regeln) gelten und allerhand Prozesse autonom und unbeobachtet ablaufen können, ermöglicht nicht nur neuartige Erklärungen für psychische Phänomene (und psychische Störungen), sondern eröffnet auch einen intrapsychischen Raum, der dem Ich (dem Selbst) weitgehend verschlossen bleibt; das Unbewußte gibt, wenn man so will, dem Unverfügbaren einen Ort.³⁰ Vom Unbewußten aus ließen sich die Felder rekonstruieren, auf denen die psychoanalytische Anthropologie der Unverfügbarkeit des Gefühls Rechnung trägt. Und umgekehrt ist es das (teilweise) Bewußtwerden (oder Bewußtmachen) des Unbewußten, das der Eigengesetzlichkeit (und Autonomie) des Gefühlslebens Grenzen zieht. Freilich führt dieses Bewußtmachen nicht zur vollständigen Kontrolle und Herrschaft über die Gefühle – aber die Einsicht in ihre Hintergründe und ihre Entstehung, in das »Geschiebe« hinter ihrer Fassade bringt doch eine Aneignung des vormals Unverstandenen, Fremden mit sich, das so seine Macht und seine Unheimlichkeit verliert.

diejenigen erweisen, die kaum noch als »Störung des Gefühlslebens« zu reformulieren sind. Allerdings ließe sich gegen diesen Verdacht einwenden, daß die Störungen ohne Krankheitseinsicht wohl lediglich diejenigen seien, die mit angenehmen Gefühlen einhergingen, auf die der Kranke trotz ihrer gewichtigen (und von ihm nicht realisierten) »Nebenfolgen« nicht verzichten mag. Ein weiteres, verbreitetes Beispiel (neben der unipolaren Manie) wäre etwa die Magersucht, die von Betroffenen häufig mit Gefühlen des Stolzes und der Euphorie bei der Bemeisterung des eigenen Körpers in Verbindung gebracht wird. Die Entscheidung, ob sich wirklich jede psychische »Störung« als Störung des Gefühlslebens auffassen läßt, muß also wirklich in schwierigem Terrain mühselig erstritten werden; für meine Zwecke kann sie offenbleiben. Wenn für einen Großteil der Störungen ein gewichtiger Gefühls-Anteil angenommen wird, kann mein Argument auf ausreichend sicherem Fundament in Stellung gebracht werden.

- 29 Die ja nur in erster, äußerst grober Näherung alleine mit Freud assoziiert wird: Neben anderen Beiträgen aus der Medizin bereiteten vor allem philosophische Konzeptionen (etwa durch Schopenhauer, Nietzsche oder von Hartmann) den Boden (vgl. z. B. Ellenberger 1973, etwa S. 434 ff.).
- 30 Der Gewinn eines solchen Konzeptes läßt sich erahnen, wenn man sich einmal mehr vor Augen hält, auf welcher breiter Basis es sich durchgesetzt hat. Nicht nur vollständig andere psychotherapeutische Schulen reden ganz ungezwungen vom Unbewußten, auch die Frau in der Straßenbahn tut es.

Auch in anderen psychotherapeutischen Ansätzen zeigt sich das Gefühl sowohl beeinflussbar als auch dem Zugriff entzogen. In sogenannten »humanistischen« Ansätzen wird bekanntlich besonderes Gewicht auf die Fähigkeit, aber auch die Verpflichtung des Menschen gelegt, die eigene Persönlichkeit weiterzuentwickeln, durch sinnvolle Tätigkeit und befriedigenden Kontakt mit anderen zu wachsen und zu reifen. »Gute Gefühle« wie Zufriedenheit oder Glück erscheinen hier einerseits als Projekt und Ziel dieser Weiterentwicklung – ein glückliches Leben zu leben ist machbar, erreichbar, und jeder hat es selbst in der Hand. (»Schlechte« Gefühle – Schmerz, Leid, Wut, Angst – geraten mitunter gar zu Hinweisen darauf, daß irgend etwas geändert werden muß, werden als Reaktion auf einen in die Irre führenden Schritt auf dem Weg besagter Weiterentwicklung aufgefaßt.) Andererseits jedoch wird – etwa in der Gesprächspsychotherapie – davon ausgegangen, daß es ein »authentisches« Gefühl gibt (welches man natürlich fühlen sollte), wobei gar nicht so leicht zu fassen ist, was damit genau gemeint sein soll: ein Gefühl vor jeder Reflexion vielleicht, vor jeder Verdrängung jedenfalls. Dieses authentische, erste, unbearbeitete, spontan und »aus der Tiefe kommende« Gefühl entzieht sich natürlich der Kontrolle: Ja, jeder Versuch einer Kontrolle kann eigentlich nur dazu führen, daß ein authentisches Gefühl sich nicht mehr zeigt. »Sich zeigen« ist womöglich gar keine so schlechte Formulierung, um darauf hinzuweisen, wie die geforderte Authentizität des Gefühls dieses zum ganz anderen, Fremden, zum Autonomen (und Unverfügbaren) hypostasiert: »Authentische« Gefühle »hat« man nicht, könnte man sagen, man begegnet ihnen. – Es ist dieses Nebeneinanderherlaufen zweier in Spannung zueinander stehender Fäden, welches dazu führt, daß so manche »humanistischen« Psychotherapieansätze (die »menschliche Natur« betreffend) auf eine Weise optimistisch sind, die mitunter naiv wirkt (oder zumindest recht voraussetzungsvoll ist) – eine Weise, die ja auch entsprechend Kritik erfahren hat. Denn wenn zum einen das erreichbare, machbare, zu erringende (!) Ziel des Menschen ein glückliches Leben ist (und d. h. auch, angenehme Gefühle haben), zum anderen aber eine Art »urwüchsiges«, nicht geplantes und nicht manipuliertes (!) »Gefühlsleben« (oder dann natürlich besser, Gefühlsgeschehen) existiert, welchem (als das »eigentliche«) der Primat zugesprochen wird (und welches anzustreben oder mit welchem in Kontakt zu kommen ist), dann ergibt sich ein gravierender Widerspruch – es sei denn, man setzt leichthin voraus, daß jenes urwüchsige, nicht beeinflusste, unkultivierte Gefühl auch zwangsläufig ein angenehmes, glückliches, für den Menschen fruchtbares sein müsse; daß also der Mensch – »ungestört« entwickelt – ein glücklicher wird. Und genau diese voraussetzungsvolle Annahme findet sich denn auch in mancherlei Gestalt in allen humanisti-

schen Therapieformen wieder. Ob nun wie angedeutet als »authentisches Gefühl« etwa in der Gesprächspsychotherapie Carl Rogers' oder als Homöostase und organismische Selbstregulation in der Gestalttherapie (vgl. Kochinka 2000) – stets werden Mechanismen postuliert, die »wissen«, was gut für den Menschen ist, der dann am besten Abstand (zu sich selbst!) hält und nicht – etwa gar durch Reflexion – erst stört. Daß sich das Glück jedoch gleichsam naturhaft einstellt, wenn man es nur nicht verhindert – dafür gibt es eben leider nicht sehr viele Belege. Ebenso gut könnte das Glück etwas sein, was man erringen muß, etwas, das Anstrengung kostet und schwer zu halten ist. (Und wahrscheinlich ist es auf vertrackte Weise ein Amalgam aus beidem: Und glücklich wird, wer unterscheiden lernt, wann er es mit aller Kraft erstreben muß, und wann er gar nichts anderes tun darf, als in Ruhe nur zu warten, bis es sich einstellt.)

Mit diesen knappen Bemerkungen sei es im Moment getan; eine ausführlichere Betrachtung würde sicher noch in anderen therapeutischen Schulen Spuren des im gegenwärtigen Abschnitt behandelten »Doppelgesichts« der Gefühle – ihrer Beherrschbarkeit und ihrer Unverfügbarkeit – aufzeigen können und außerdem genauer darlegen müssen, auf welche Weise sich die Spannung zwischen diesen beiden Gesichtern in den Ansätzen selbst als Spannung zwischen Annahmen und Voraussetzungen spiegelt und rekonstruieren läßt.

Schließlich läßt sich die in Rede stehende Janusköpfigkeit nicht nur in der Rechtsprechung, populärer Literatur und populären Mythen zur Beratung und Lebensgestaltung oder ernsthafteren psychotherapeutischen Ansätzen finden, sondern auch in weiteren, ganz anderen Feldern. So würde sich natürlich für eine vollständigere Bearbeitung dieses im vorliegenden Kontexts untergeordneten Themas ein Blick in »die Philosophie« unbedingt lohnen. Die Unverfügbarkeit ebenso wie die Beherrschbarkeit des Gefühls setzen ja gleichermaßen eine Denkfigur oder Haltung bereits voraus: Und das ist die Distanzierung vom Gefühl. Ob ich mein Gefühl souverän lenke und steuere, ob ich ihm als dem ganz anderen unterworfen und ausgeliefert bin – nie *bin ich* einfach nur mein Gefühl. Nicht nur sucht man gerade einen solchen Akt der Distanzierung, der etwas erst in den Blick rückt (aber eben auch entfernt), generell zunächst bei der Philosophie; auch über das Verhältnis des so als Gegenstand gewonnenen »Gefühls« zu anderen Aspekten menschlichen Seins – besonders der Vernunft u. ä. – findet sich dort bekanntlich eine ganze Menge (vgl. etwa Gardiner, Clark Metcalf und Beebe-Center 1970; ferner Calhoun und Solomon 1984). Selbst ein Gedanke, der die Unverfügbarkeit und die Beherrschbarkeit des Gefühls miteinander in Beziehung setzt – der also, um im Bild zu bleiben, daran erinnert, daß die beiden

Gesichter des Janus zwar zwei Gesichter sind, aber eben zwei Gesichter *eines* Kopfes –, ist dort entfaltet worden. Ich denke natürlich an die Vorstellung, daß das Gefühl als – sozusagen primär – unverfügbares Fremdes und Übermächtiges das Ich bedroht *und daher* bemeistert und beherrscht werden muß – als wäre es ein Feind in der eigenen Haut.

1.1.7 Das Gefühl: angenehm und unangenehm

Eine recht grundlegende Unterscheidung, die unser Denken über Gefühle prägt und die denn auch manche Emotionstheorien explizit, viele implizit treffen, läßt sich ziemlich knapp entfalten: Es handelt sich um diejenige zwischen angenehmen und unangenehmen Gefühlen. Es erscheint zunächst banal, daß Gefühle stets entweder angenehm oder unangenehm sind.³¹ Doch der zweite Blick enthüllt, daß auch dies zu relativieren sein dürfte. Sicher gibt es Gefühle – und an solche mögen wir als erstes denken –, die ganz eindeutig angenehm und erwünscht oder aber unangenehm und unerwünscht sind: Freude und Ärger, Liebe und Schmerz, Erleichterung und Trauer und anderes mehr. Doch dann gibt es Gefühle, bei denen die Zuordnung nicht ganz so klar ausfällt. Langeweile (wenn es denn ein Gefühl ist, vgl. S. 43, Fußnote 23; vgl. auch Buchholz 1996) kann sicher ein quälendes Gefühl sein – aber ist sie das immer? Ist sie nicht manchmal fast neutral – ehe man überhaupt bemerkt, daß es Langeweile ist, was man empfindet?³² Kann sie nicht sogar fast angenehm sein, wenn man nach einer Phase voll aufreibender Aktivität in die Untätigkeit sinkt wie in ein weiches Federbett? Aber ein solches Gefühl nennen wir dann wohl auch nicht mehr Langeweile, sondern anders – vielleicht Zufriedenheit oder Muße. Sind Langeweile und Muße gar die beiden Seiten *einer* Medaille: eher passive Zustände, die sich obendrein

31 Oder daß sie, wie es auch oft – und nicht selten unter Verweis auf Wundt (z. B. 1909, S. 99 f.) – genannt wird, als Lust oder Unlust erlebt werden. Zur Tatsache, daß sich Wundts Denken über Gefühle mit dem Aufweis dieser Dimension (und zweier weiterer) jedoch keineswegs erschöpft, vgl. Kapitel 2.2.

32 Dies ist nicht so mißzuverstehen, als sollten hier »unbewußte« Gefühle postuliert werden, die man sich ja kaum anders vorstellen könnte, denn als nicht-gefühlte Gefühle – was wiederum, wenn man den Erlebensaspekt für wesentlich bei der Bestimmung dessen hält, was ein Gefühl ist, ganz offensichtlich einen Fall unsinniger Rede darstellt. (Zu verstehen ist eine solche Formulierung vielmehr in Analogie zu der in Kapitel 1.2.1 vorgeschlagenen Weise, in der eine Empfindung zum Gefühl *wird*. Die Wahrnehmungen selbst – oder im Falle der Langeweile vielleicht auch die Abwesenheit von Wahrnehmungen – müssen nicht bewußt sein, aber sie sind eben auch noch kein Gefühl.)

durch eine veränderte Wahrnehmung der Zeit auszeichnen, die verlangsamt zu vergehen oder gar stillzustehen scheint – nur daß sich dies einmal angenehm und einmal unangenehm anfühlt?

Wie dem auch sei, es gibt ein weiteres, noch stärkeres Argument, welches die grundlegende Differenzierung in angenehme und unangenehme Gefühle relativiert. Wie ich oben (vor allem in den Kapiteln 1.1.3 und 1.1.4) zu zeigen versucht habe, sind Gefühle komplexe Phänomene: Bereits ihre vielfältige temporale Gestalt hat zur Folge, daß sie sich mischen und neben- oder miteinander (changierend oder amalgamiert) vorliegen. Außerdem können sie – neben einer solchen, sozusagen horizontalen (und diachronen) Abfolge (oder Verschmelzung) auch vertikal oder hierarchisch (und synchron) miteinander verschmelzen bzw. aufeinander verweisen, wenn, wie etwa in Kapitel 1.1.4 erläutert, Gefühle in andere, übergeordnete Gefühle konstitutiv eingehen. Die Resultante solcher vielfältigen Verwebungs- und Verweisungszusammenhänge mag nun hinsichtlich ihrer Angenehmheit oder Unangenehmheit lange nicht mehr so zuverlässig zu beurteilen sein, wie eine »einfache« oder »simple« Freude oder Angst – sie mag *ambivalent* geworden sein. Die Differenzierung in angenehme und unangenehme Gefühle mag daher durchaus ein wesentliches Kriterium der Gefühle treffen und abbilden – sie hat aber auch Grenzen, die man im Gedächtnis behalten sollte.

1.1.8 Das Gefühl: privat und öffentlich

Eine weitere Differenzierung läßt sich zwischen »privaten« und »öffentlichen« Gefühlen treffen. Eine solche Differenzierung kann nun in zweierlei Weise entfaltet werden: Wir können zunächst bei den Gefühlen selbst ansetzen und eine Achse aufspannen, die den Gefühlsraum in »private« und »öffentliche« Gefühle gliedert. Wir kennen private, ja intime Gefühle: solche, die wir (aus verschiedensterlei Gründen) ganz für uns behalten (und die eine »Ver-öffentlichung« z. T. womöglich nicht überstehen würden) – denken wir vielleicht an die Scham –, aber auch solche, die zu ihrer Entfaltung einen speziellen, geschützten und vertrauensvollen Raum benötigen, aus dem andere(s) ausgeschlossen werden müssen (bzw. muß) – wie etwa manche Formen der Liebe. Wenn also etwa die Scham als privates Gefühl charakterisiert werden kann, dann ist damit natürlich nicht gemeint, daß es immer gelingt, sich lediglich im Verborgenen zu schämen; natürlich ist die Scham nicht selten für andere wahrnehmbar, etwa durch das Erröten des sich Schämenden. Und es ist natürlich auch nicht gemeint, daß die Scham *ihrer Genese nach* ein privates Gefühl sei: Selbstverständlich benötigt die Scham für ihre Entstehung die Anwesen-

heit anderer, tatsächlich oder imaginiert, und ihre Wertmaßstäbe, auf deren (akzeptiertem und geteiltem) Fundament wir überhaupt erst »etwas falsch machen« können – wahrscheinlich mehr als irgendein anderes Gefühl. Gemeint ist jedoch, daß eine *aktuell gefühlte* Scham sich nicht an andere richtet, sondern sich im Gegenteil zu verbergen sucht. Es ist eben durchaus unmöglich, sich etwa »demonstrativ zu schämen«.³³

Und wir kennen Gefühle, die sich sozusagen nach außen richten und andere ansprechen (oder an sie appellieren), etwa den Ärger oder die Empörung. Man denke hier zur Illustration etwa an den Einsatz von Empörung (oder des Ausdrucks von Empörung) in Wahlkampfreden; dabei zeigt sich denn auch sofort, daß man sich, anders als bei der Scham, eben durchaus demonstrativ empören kann.

Es ließe sich einwenden, daß diese »Privatheit« oder »Öffentlichkeit« nichts den Gefühlen eigenes ist, sondern daß sich jedes Gefühl bzw. jeder Gefühlsausdruck eben instrumentalisieren läßt – vielleicht der eine besser, der andere schlechter. (Wobei die jeweilige Eignung für einen solchen instrumentellen Einsatz natürlich nicht zuletzt vom Ausmaß der willkürlichen Kontrollierbarkeit des Emotionsausdruckes abhinge.) Durch eine solche Instrumentalisierung könnte ein Sprecher (vor allem) die Apellfunktion seines Redebeitrags – wie sie bereits Bühler (1982 [zuerst 1934], S. 24 ff.) im »Organonmodell« der Sprache beschreibt – unterstützen wollen. Nun ist es sicher richtig, daß sich der Ausdruck von Gefühlen instrumentell einsetzen läßt (wie sich besonders deutlich etwa bei Kindern zeigt, die dabei sind, Gefühle oder ihren Ausdruck erst zu lernen; vgl. z. B. Harris 1992, S. 135 ff.), jedoch bedeutet dies umgekehrt ja noch lange nicht, daß nicht obendrein den Gefühlen selbst ein Drang nach Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit einerseits, nach einer Bühne und Publikum andererseits innewohnen kann. Daß man im Boden versinken möchte vor Scham – sich also verstecken will (oder sich als Kind tatsächlich versteckt) –, oder seine Wut ausschreien möchte (oder es tut), das sind ja nicht lediglich zufällige und bedeutungslose Varianten einer Gefühlssemantik oder -metaphorik – sondern eben durch

33 Und es ist im übrigen ein höchst interessanter, um nicht zu sagen faszinierender Zusammenhang, daß sich gerade dieses, so verstanden höchst »private« Gefühl mit einem Gefühlsausdruck verbindet, nämlich dem des Errötens, der sich wohl so schwer kontrollieren läßt wie kein anderer. Mir ist nicht bekannt, ob bspw. Schauspieler lernen können, willentlich zu erröten – aber wir alle wissen wohl, wie unmöglich es zumindest ist, ein Erröten zu verhindern. Es läßt sich trefflich darüber spekulieren, warum ausgerechnet auf das verborgenste Geheimnis die verräterischsten Spuren weisen.

aus Hinweise darauf, daß den Gefühlen selbst eine Dimension unterlegt ist, die man mit »privat vs. öffentlich« bezeichnen könnte.³⁴

Das Kontinuum zwischen »privat« und »öffentlich« kann jedoch im Zusammenhang mit den Gefühlen noch in anderer Weise entfaltet werden. Eher von der Warte des theoretischen Zugriffs aus lassen sich nämlich Emotionstheorien denken, die Gefühle explizit im Hinblick auf ihre soziale Wirkung wie auch ihre soziale Herkunft oder Verursachung konzipieren, sowie andere, die das eben explizit nicht tun (oder aber keine Aussage darüber machen). Theorien »öffentlicher« Gefühle betrachten Gefühle also entweder als sozial vermittelt (und entsprechend historisch und kulturell wandelbar) oder gehen in gewisser Weise noch darüber hinaus und sehen sie (vorrangig oder ausschließlich) im Dienste sozialer Zusammenhänge stehend. Dies mag unserer alltäglichen Erfahrung von Gefühlen ein Stück weit widersprechen, die uns – womöglich wegen der Exklusivität, mit der wir die eigenen Gefühle erfahren, während wir diejenigen anderer ja nur »vom Hörensagen« kennen – immer auch suggeriert, daß Gefühle vor allem etwas (je) eigenes, vor fremdem Zugriff Geschütztes und (zunächst) Verborgenes sind.³⁵ Und nun soll all unser Gefühlsleben nur eine schnöde gesellschaftliche oder soziale Regulierungsfunktion haben?³⁶ Nun, daß sich eine Theorie dem alltäglichen Verständnis ein wenig sperrt, ist bekanntlich kein Argument gegen ihre Gültigkeit – die Frage nach der *Konzipierung* von Gefühlen *als öffentlich oder privat* kann unsere Behandlung der Emotionstheorien vermutlich bereichern –, aber die Kontraintuitivität von Theorien, die Gefühle strikt als öffentliche (oder ausnahmslos als soziale in einem umfassenden Sinne) auffassen, kann zumindest begründen, warum wohl in dem Fall,

-
- 34 Eine Dimension, die man im übrigen nicht mit der in Kapitel 1.1.5 behandelten Gerichtetheit, dem Objektbezug von Gefühlen verwechseln sollte. Wenn sich bspw. der Ärger eher nach außen, die Scham eher nach innen richten sollte, dann tun beide dies unabhängig von ihrer Gerichtetheit im Sinne der oben behandelten Unterscheidung, unabhängig von ihrem Objektbezug, unabhängig also davon, worüber man sich ärgert oder wessen man sich schämt.
- 35 Und zwar eben auch dann, wenn es sich um ein im zunächst skizzierten Sinne »öffentliches« – also an eine Öffentlichkeit *gerichtetes* – Gefühl handelt. Auch unsere Empörung, die wir von der Wahlkampftribüne herunterschreien, scheint uns zuerst unser ureigenes, echtes Gefühl zu sein (solange wir sie nicht ohnehin heucheln) – und nicht etwa ein bloßes Mittel zur Regulation sozialer Interaktionen.
- 36 Derartige Regulierungsfunktionen lassen sich im übrigen wiederum auf (mindestens) zweierlei Weise »implementiert« denken: zum einen in evolutions-theoretischer Perspektive als genetisch determiniert (etwa beim Beispiel der Angst, die das Weglaufen oder den Angriff modifiziert), zum anderen gesellschaftstheoretisch als sozial herausgebildet und vermittelt (etwa beim Beispiel der Scham).

in dem Gefühle nicht explizit (in dem gegenwärtig verhandelten Sinn) als »öffentlich« konzipiert werden, davon ausgegangen werden kann, daß sie als »private« in den Blick geraten.

1.1.9 Zusammenfassung

Im gesamten Kapitel 1.1 ging es mir unter dem Titel »Differenzierungen« darum, dasjenige, was wir unter Gefühl verstehen, mehr oder minder systematisch zu entfalten. Es wurde dargelegt, in welcher Weise man beim Nachdenken über das Gefühl zwischen dem Gefühl selbst, einem »ureigenen« und für andere unzugänglichen Erleben, und dem Ausdruck des Gefühls (in der Sprache oder in einer »Sprache« wie Mimik, Gestik usw.) zu unterscheiden hat – und welche Folgen es haben kann, wenn man diese Unterscheidung verschleiert. Ich habe auch erläutert, wie bei der »Erklärung« von Gefühlen (oder genauer, ihrer Herkunft) auf verschiedene Denkmuster, insbesondere die Auffassung des Gefühls als angeborenes bzw. als erlerntes, zurückgegriffen wird. An Beispielen habe ich verdeutlicht, daß Gefühle – jedenfalls so, wie wir über sie reden – in ganz unterschiedlichen »temporalen Varianten« vorliegen, als punktuelle, momentane, als temporal ausgedehnte, gleichförmige und als solche mit einem gewissen regelhaften Verlauf, einer temporalen *Gestalt*. Ich habe angerissen, auf welche Weise Gefühle andere »Funktionsbereiche« menschlichen Seins einschließen (können): Kognitionen, Imaginationen, selbst andere Gefühle. Komplexe Gefühle bauen sich wesentlich aus solchen Elementen auf; die Analyse komplexer Gefühle wird daher umgekehrt auf solche Elemente zurückgehen müssen. Im weiteren wurde skizziert, wie Gefühle stets auf ein oder mehrere »Objekte« bezogen sind – und auf welche Weise diese Bezüge für eine semantische Präzisierung von Gefühlen mit herangezogen werden können. Außerdem habe ich dargestellt, daß das Gefühl in unterschiedlichsten Zusammenhängen zwischen zwei polaren Extremen gedacht wird: dem Gefühl als das Beherrschbare und zu Beherrschende einerseits, dem Gefühl als das Übermächtige, Fremde und Unverfügbare andererseits. Ich habe daran erinnert, was es bedeutet, das Gefühl entweder als etwas Angenehmes oder etwas Unangenehmes aufzufassen – und wo, etwa in der Ambivalenz, die Grenzen einer solchen Auffassung liegen. Und schließlich habe ich eine Differenzierung zwischen dem öffentlichen und dem privaten Gefühl angesprochen, die sich in zweierlei Weise entfalten läßt, nämlich einerseits sozusagen materialiter auf das Gefühl selbst bezogen (deutlich etwa im Vergleich von Scham und Empörung), und andererseits im Hin-

blick auf die theoretische Konzipierung des Gefühls (sowie letztlich seiner phylogenetischen bzw. kulturgeschichtlichen Entwicklung).

All diese Differenzierungen dienten dazu, frei von den Prämissen einer bestimmten Emotionstheorie den Gegenstandsbereich (das Phänomenfeld) »Gefühl« aufzufächern, teilweise auch schon zu bearbeiten. Sie eröffneten – unabhängig von konkreten, inhaltlich bestimmten Gefühlen, wie ich hoffe – ein weites Feld, auf dem Gefühle in unterschiedlichstem Wuchse wuchern. Dennoch – und auch wenn die systematische Betrachtung der im Verlaufe eingeführten Beispiele im Moment keine weiteren Ansatzpunkte mehr anzubieten scheint – ist damit keineswegs die Behauptung verbunden, alle wesentlichen Differenzierungen des Gegenstandsbereiches seien nun ein für alle Mal geleistet. Ob und in welcher Weise weitere Unterscheidungen erarbeitet werden müßten, um dem »Gegenstandsbereich Gefühl« in seiner Vielfalt gerecht zu werden, das muß sich im folgenden (insbesondere in Kapitel 2) erst erweisen, ebenso wie umgekehrt die Nützlichkeit der bereits getroffenen. Immerhin scheint mir bereits jetzt ein Begriff des Gefühls gewonnen, der hinsichtlich seiner Komplexität (aber eben auch alltagsweltlicher Plausibilität) durchaus mit dem einen oder anderen fachpsychologisch-emotionstheoretischen in Konkurrenz treten kann.